



## Wir kommentieren

### eine neue Bestreitung der Geschichtlichkeit

**Jesu:** Kritische Aufklärung durch Szczesny-Verlag und «Humanistische Union»? – Mythischer Ursprung des Christentums? – Spätdatierung der Evangelien – Älteste Abschrift eines Evangeliums: 4. oder 2. Jahrhundert? – Wissenschaftliche Erforschung der mündlichen Jesusüberlieferung – Barabbas-Geschichte – Ist der Szczesny-Verlag hereingefallen?

**Karl Rahners Leistung für die Kirche des 20. Jahrhunderts:** Die «Orientierung» gratuliert einem Freund und Mitarbeiter – Gespräch mit der Gegenwart – Lebendige und frohmachende Wissenschaft – Rahner deutet das Konzil: Spannungseinheit zwischen konziliarer Mentalität und endgültigen Lehrsätzen – An diesem Ort ist der Geist Gottes angesiedelt – Zwei Fehlreaktionen – Das Konzil ist nur Anfang und Dienst – Zurüstung für die Aufgabe der drängenden Zukunft – Nach dem Konzil: Die Kirche

wird noch unerbittlicher gefragt werden – Sie wird es nicht gemüthlicher haben.

## Fragen um Teilhard

**Hintergründe seines Denkens:** Suche nach der verborgenen Absicht eines Weltsystems – Doktrin oder Zeugnis? – Priester und Wissenschaftler – Kurzer Entwurf des Weltbildes von Teilhard – Was fasziniert uns an diesem Werk? – Getrenntes vereinen – Grundströmungen – Le cœur de la matière – Kosmos als Diaphanie Christi – Messe der Welt – Das Geheimnis einer Möwe – Helmut de Terras Zeugnis – Die Welt wieder in religiöser Ergriffenheit anschauen – Wohin führt unsere Zukunft.

## Die römische Kurie

**Beobachtungen und Überlegungen:** Die «höchste Kongregation»: – Delikate Arbeit vom Geheimnis umgeben – Als Organ der Kirche

notwendig – Sehr ehrenwerte und auch gelehrte Männer – Doch fast alle von der gleichen Schule und Richtung – Ein Schweizer Bischof fragt vorwurfsvoll – *Das Staatssekretariat:* Außenamt der Weltkirche und Präsidialbüro des Papstes – Seine Befugnisse sind nicht abzugrenzen – In einer außerordentlichen Situation kann das Staatssekretariat plötzlich alles – Aufgaben in einer «sachlichen Zeit» – *Die Propaganda:* Das «Ministerium der Glaubensverbreitung» – Entstand, als Amerika entdeckt wurde – Die Gestalt einer «Entwicklungskirche» – Erziehung zur Selbständigkeit – Angepaßte Missionierung – Tapfere Männer, die Rückschläge nicht entmutigen.

## Entwicklungshilfe

**Wege und Prinzipien:** Finanzhilfe – Ausbildung – Einsatz eigener Fachkräfte – Menschlich ausgerichtete – harmonische – und organische Entwicklungshilfe.

## KOMMENTARE

### «Abschied vom Christentum»

Neue Bestreitung der Geschichtlichkeit Jesu

«Der große deutsche Pädagoge, einer der Begründer der Jugend- und Landschulheimbewegung, der seinen Lebensweg als evangelischer Theologe begann, gibt sich nach einem ein Leben lang währenden Gespräch mit dem Christentum Rechenschaft über den Weg, der ihn vom Glauben seiner Jugendjahre wegführte.»

Dieses Zitat entnehmen wir dem Klappentext, mit dem der Szczesny-Verlag in München seinen neuen Autor, *Gustav Wyneken*, vorstellt. Werbetechnisch ist der zitierte, erste Satz des Klappentextes recht geschickt abgefaßt. Von einem Pädagogen erwarten wir, daß er mit den Problemen menschlichen Reifens vertraut und deshalb in der behutsamen und rücksichtsvollen Erörterung ernster Lebensfragen besonders geübt ist. Außerdem wird Wynekens Verhältnis zum Christentum als Haltung des Gesprächs charakterisiert. Bei einem Gespräch geht es im Unterschied zur Diskussion wohl nicht darum, recht zu behalten, sondern den Gesprächspartner zu verstehen, in unserem Fall also darum, das Christentum zu verstehen. Aus dem Klappentext möchte man schließen, daß Wyneken als ehemaliger Theologe auch das notwendige fachliche Rüstzeug besitzt, das ihm eine gerechte Bewertung der schriftlichen Quellen des Christentums ermöglicht. So erweckt der zitierte Klappentext eine recht hohe Erwartung. Wir hoffen, bei der Lektüre des Buches «*Abschied vom Christentum*» am ehrlichen Ringen eines suchenden Menschen teilzunehmen.

Wenn wir nun die «Vorrede» des Verfassers lesen, spüren wir sogleich, daß es ihm nicht um Rechenschaftsablegung im Sinne eines persönlichen Bekenntnisses geht, sondern darum, eine These zu beweisen. Schon auf der zweiten Seite seiner Vorrede gibt Wyneken zu, «daß, zum Unterschied von anderem, was ich geschrieben habe, dies Buch auch wohl von einem anderen hätte geschrieben werden können...». Es geht in dem Buch also nicht um ein «ein Leben lang währendes Gespräch mit dem Christentum», wie der Verlag schreibt, sondern um die Auswertung der «gegenwärtig angenommenen Ergebnisse» der wissenschaftlichen Forschung, wie es in der Vorrede des Verfassers heißt. Diesen Anspruch des Verfassers, «gegenwärtig angenommene Ergebnisse» zu verwerfen, haben wir auf seine Berechtigung und Richtigkeit hin zu prüfen.

### Was Wyneken nicht weiß

Die Informiertheit des Autors zeigt sich am eindeutigsten bei der Darlegung materiell nachprüfbarer Tatsachen, wie die neutestamentliche Textkritik sie bietet. Über die «äußere Gestalt und die Erhaltung» der im Neuen Testament gesammelten Schriften weiß Wyneken auf Seite 32 folgendes zu berichten:

«Bei ihrer Entstehung, also um 50–150 n. Chr., wurden sie auf Papyrusrollen geschrieben – das war damals die übliche Art, sowohl Briefe wie Literaturwerke niederzuschreiben. Aber in dieser ursprünglichen Form ist uns keine dieser Schriften erhalten. Die ältesten uns erhaltenen Exemplare des Neuen Testaments sind in Buchform hergestellt (codices) und stammen aus dem 4. und 5. Jahrhundert, die meisten sind aber weit jünger.

Das bedeutet, daß auch der älteste auf uns gekommene Text Jahrhunderte des Abschreibens und Wiederabschreibens hinter sich hat.»

Wyneken behauptet also, daß wir von keiner einzigen neutestamentlichen Schrift eine Abschrift besitzen, die auf Papyrus geschrieben und aus einer früheren Zeit als dem 4. Jahrhundert stammt. Daß diese Behauptung Wynekens falsch ist, wissen die Leser der Orientierung, die bereits 1957 über die Entdeckung von P<sup>66</sup> informiert wurden, jenes Papyrus Bodmer II also, der 1956 erstmals veröffentlicht wurde und das gesamte Johannes-evangelium enthält und nach dem protestantischen Exegeten W. G. Kümmel<sup>1</sup> «wohl vor 200 geschrieben» wurde. Vom Ende des 2. Jahrhunderts datiert ein anderer Papyrus Bodmer, der große Teile des Lukas- und des Johannesevangeliums enthält. Nach der neuesten, von Kurt Aland in den «New Testament Studies» IX (1962/63) veröffentlichten Papyrusliste besitzen wir gegenwärtig 44 neutestamentliche Papyri, die aus dem 2. bis 4. Jahrhundert stammen. Vergleicht man diese Angaben mit den oben zitierten Behauptungen Wynekens, so ist erwiesen, daß Wyneken weder um die Existenz der Papyri Bodmer weiß noch um die neutestamentliche Papyrusforschung der letzten Jahre.

Nun zeigt sich aber, daß die Gegenwart, auf die Wyneken sich mit seiner Formulierung von den «gegenwärtig angenommenen Ergebnissen» der wissenschaftlichen Forschung beruft, viel weiter zurückliegt als das Jahr 1956. Wyneken verrät dies unfreiwillig, wo er die Zeitangabe «vor kurzem» gebraucht. Hierbei ist ihm auch ein Widerspruch in seiner eigenen Darstellung entgangen. Wie wir gesehen haben, wird auf Seite 32 die Existenz von neutestamentlichen Papyri klar verneint. Auf Seite 95 ist dann aber in einer im Text hinzugefügten Klammer doch von einem «Papyrusfetzen» die Rede, «der ein paar Worte aus diesem vierten Evangelium enthält und den Sachverständige nach seiner Buchstabenform etwa 125 n. Chr. geschrieben glauben». Mit diesem «Papyrusfetzen» ist das Papyrusfragment gemeint, das teilweise die Verse des Johannesevangeliums 18, 31–33, 37–38 enthält und in der Fachsprache die Bezeichnung P<sup>52</sup> erhalten hat. Interessant ist nun, was Wyneken über den Zeitpunkt der Entdeckung von P<sup>52</sup> zu sagen weiß: «Es sei hier noch vermerkt, daß vor kurzem in Ägypten ein Papyrusfetzen gefunden worden ist...» Was heißt das: «vor kurzem»? Man kann darunter einen Zeitraum von ein paar Monaten oder ein paar Jahren verstehen. Nehmen wir den für Wyneken günstigeren Fall an, die Entdeckung liege ein paar Jahre zurück. Dann ergibt sich folgendes: Das Buch von Wyneken ist 1963 herausgekommen. «Vor kurzem» im Sinne von ein paar Jahren ergäbe dann als Zeitpunkt der Entdeckung von P<sup>52</sup> etwa die Zeit zwischen 1955 und 1960. Tatsächlich ist P<sup>52</sup> im Jahre 1935 veröffentlicht worden. Wir müssen also annehmen, daß das Kapitel von Wynekens Buch, das P<sup>52</sup> erwähnt, Ende der dreißiger Jahre geschrieben worden ist. Von einer Auswertung der – wie der Verfasser behauptet – «gegenwärtig angenommenen Ergebnisse» der wissenschaftlichen Forschung kann also keine Rede sein.

Nun könnte man geneigt sein, Wyneken gegenüber Nachsicht walten zu lassen, da die Textkritik ein Spezialgebiet der neutestamentlichen Wissenschaft ist. Es kann jemand – so möchte man einräumen – einen Überblick über die Entstehung des Christentums geben, ohne sich im Spezialgebiet der Textkritik auszukennen. Das ist natürlich möglich, sofern die Datierung der Evangelien nicht ein Angelpunkt der Argumentation des Autors ist. Aber gerade dies letztere ist bei Wyneken der Fall. Für seine Gesamtauffassung ist wesentlich, daß die Evangelien spät entstanden sind. So schreibt er auf Seite 99:

«Versuchen wir doch einmal, diese Evangelien zu lesen als das, was sie sind: um die erste Jahrhundertwende in den Kreisen der christlichen Gemeinde entstandene Legendsammlungen.»

30 Seiten später kehrt die genau gleiche Behauptung wieder:

<sup>1</sup> Feine-Behm, Einleitung in das Neue Testament, 12. Auflage von W. G. Kümmel, 1963, S. 381.

«Die Evangelien sind ein Werk der schon organisierten Kirche um die erste Jahrhundertwende, sie geben das Jesusbild wieder, das die Kirche geformt hatte und billigte, und sie sind zu verstehen aus den damals die Kirche beherrschenden Gegensätzen und Interessen» (S. 129).

In welchem einengendem Sinn Wyneken diese seine Behauptung verstanden wissen will, geht daraus hervor, daß er eine von den Jesusjüngern herkommende mündliche Überlieferung, die dann in den Evangelien schriftlich fixiert wurde, ausdrücklich ablehnt. Als Paulus seine Briefe schrieb, gab es noch keine Jesusüberlieferung. Diese ist erst nach dem Tode des Paulus entstanden: «Wir müssen sie (die Evangelien) also lesen als eine zu der Verkündigung des Paulus später hinzugekommene Verkündigung wesentlich anderen Inhalts» (S. 93).

Nach Wyneken ist das *Johannesevangelium* zwischen 130 und 140 n. Chr. entstanden:

«Da entwirft ein uns unbekannter Schriftsteller, mehr als hundert Jahre nach den erzählten angeblichen Ereignissen, ein ‚Leben Jesu‘ aus freier Phantasie und nach eigener oder herrschender Theologie, ein religiöses Epos, etwa der indischen Bhagavad Gita vergleichbar, dem Gesang vom Erdenleben des Gottes Krischna» (S. 110).

Bezeichnend ist, wie Wyneken hier bereits als gesichertes Ergebnis der Forschung hinstellt, was er fünfzehn Seiten früher immerhin als bloß «anscheinend» ausgibt:

«Anscheinend ist dies vierte Evangelium in der Kirche erst um die Mitte des 2. Jahrhunderts aufgetaucht, hat sich dann aber sehr schnell verbreitet» (S. 95).

Solche Behauptungen sind nur möglich, weil Wyneken die Bedeutung der Papyrusfunde nicht mehr realisiert hat. So schreibt der protestantische Exeget W. Michaelis in seiner «Einleitung in das Neue Testament» zum oben erwähnten Papyrus 52: «Überhaupt muß das Johannesevangelium, wenn es um die Wende zum 2. Jahrhundert schon in Ägypten verbreitet war, vor Ende des 1. Jahrhunderts geschrieben worden sein».<sup>2</sup> Dieselbe Schlußfolgerung aus der Existenz von Papyrus 52 zieht auch R. Bultmann, der gewiß nicht im Rufe steht, der konservativen Richtung innerhalb der protestantischen Forschung anzugehören: «... und vor allem das 1935 von C. H. Roberts herausgegebene Fragment des Johannes zeigen, daß Johannes etwa um 100 in Ägypten bekannt gewesen ist».<sup>3</sup>

Nun ist das Johannesevangelium das zeitlich späteste der Evangelien und kann auch nach der katholischen Forschung kaum vor dem Jahre 80 oder selbst 90 angesetzt werden.<sup>4</sup> Deshalb muß die Frage nach dem Verhältnis zwischen Johannesevangelium und Synoptikern gestellt werden. Wyneken schreibt hierzu: «Übrigens sind die synoptischen Evangelien dem Verfasser des vierten Evangeliums zweifellos bekannt gewesen» (S. 109). Diese Auffassung Wynekens war bis zum Jahre 1938 vorherrschend. Seither aber vertreten viele Exegeten unter dem Einfluß der Untersuchung von Gardner-Smiths die Ansicht, daß der Verfasser des vierten Evangeliums keines der synoptischen Evangelien gekannt habe. Zahlreicher sind die Exegeten, worunter auch der katholische A. Feuillet,<sup>5</sup> die bei Johannes eine Kenntnis der mündlichen Überlieferung, die den Synoptikern zugrundeliegt, voraussetzen, hingegen bestreiten, daß Johannes eines unserer synoptischen Evangelien gekannt habe. Aus diesen Stellungnahmen geht auf jeden Fall hervor, daß seit 1938 eine ganz neue Diskussion um das Verhältnis zwischen Johannes und den Synoptikern angeht, eine Diskussion, von der Wyneken keine Ahnung hat, wie das obige Zitat und die sich daran schließenden polemischen Bemerkungen Wynekens zeigen. So müssen wir auch hier feststellen, daß Wyneken zu Unrecht behauptet, die «gegenwärtig angenommenen Ergebnisse» der wissenschaftlichen Forschung zu verwerfen.

Natürlich geht es in der Frage nach dem Verhältnis des vierten Evangeliums zu den Synoptikern nicht um ein rein theoretisches Problem, sondern um die Zuverlässigkeit der johanneischen Darstellung. Ist es möglich, daß die johanneische Überlieferung da, wo sie von der synoptischen abweicht, dem historischen Sachverhalt näher steht als die synoptische Über-

<sup>2</sup> 2. Auflage 1954, S. 108.

<sup>3</sup> Theologie des Neuen Testaments, 2. Auflage 1954, S. 357 A. 1.

<sup>4</sup> Introduction à la Bible, hrsg. v. A. Robert und A. Feuillet, II S. 662.

<sup>5</sup> ebd. II S. 678.

lieferung? Unter dem Einfluß der Tübinger Schule des letzten Jahrhunderts wurde diese Frage innerhalb der protestantischen Forschung bis in die jüngste Zeit vielfach verneint. Die oben erwähnte, 1938 einsetzende Diskussion hat letztes Jahr in dem Buch «Historical Tradition in the Fourth Gospel» von dem englischen Kongregationalisten C. H. Dodd einen Höhepunkt erreicht, insofern hier mit ernstzunehmenden Argumenten die Ansicht vertreten wird, das vierte Evangelium enthalte eine von den Synoptikern unabhängige und alte Überlieferung, die palästinischen Ursprungs sei.<sup>6</sup> So sehen wir einmal mehr, wie überholt die Information Wynekens ist, der schreibt: «Das ist auch die Ansicht der heutigen Theologie, die wenigstens dies Evangelium (des Johannes) fallenzulassen geneigt ist oder sich gezwungen sieht» (S. 110).

Die Frage nach der Zuverlässigkeit der Überlieferung steht auch im Hintergrund der synoptischen Frage, so wie sie in den letzten vierzig Jahren behandelt wird. Bekanntlich stimmen die drei ersten Evangelien überein in dem äußeren Rahmen, in dem sich das Leben Jesu abspielt wie auch in dem Erzähl- und Redestoff, soweit er vom Markusevangelium geboten wird. Auf diesem gemeinsamen Hintergrund wirkt das Nebeneinander von wörtlichen Übereinstimmungen und Abweichungen im Wortlaut um so rätselhafter.

Die Übereinstimmung der drei ersten Evangelien wird durch die *Zweiquellentheorie* erklärt, die ihre klassische Form in einem Werk von H. J. Holtzmann aus dem Jahre 1863 erhalten hat. Nach dieser Theorie haben Matthäus und Lukas das Markusevangelium benutzt und in dem Stoff, in dem sie miteinander über Markus hinaus übereinstimmen, aus einer zweiten schriftlichen Quelle geschöpft, die aber nur postuliert und hypothetisch rekonstruiert wird. Dieses Stadium der Forschung ist auch Wyneken bekannt. Was aber durch die Zweiquellentheorie nicht erklärt wird, nämlich die Abweichungen innerhalb des gemeinsamen Stoffes, ist für Wyneken kein ernsthaftes Problem mehr. Er bezeichnet diese Unterschiede einfachhin als Widersprüche und sieht in ihnen einen Beweis für den ungeschichtlichen Charakter der Evangelien.

Aus dieser Stellungnahme Wynekens ersehen wir, wo seine Kenntnis der neutestamentlichen Forschung stecken geblieben ist, nämlich da, wo die *Formgeschichte* einsetzt. In den Jahren 1919–21 ist die formgeschichtliche Methode von K. L. Schmidt, M. Dibelius und R. Bultmann begründet worden. Sie befaßt sich in methodischer Weise mit der mündlichen Überlieferung, die der Abfassung der Evangelien vorausgegangen ist. Die literarkritische Feststellung der Nahtstellen, durch die Einzelstücke in den synoptischen Evangelien miteinander verbunden werden, hat sie zu der Erkenntnis geführt, daß diese Einzelstücke aus ihrem jetzigen Zusammenhang herausgelöst und für sich betrachtet werden können. So kamen die verschiedenen literarischen Formen der Einzelstücke in den Blick: Gleichnisse, prophetische Worte, Weisheitssprüche, Gesetzesdeutungen, Gemeineregeln, christologische Worte sowie die verschiedenen Arten von Erzählungen.

Angesichts dieser literarischen Formen stellt sich die Frage nach ihrem «Sitz im Leben»: Wo waren sie ursprünglich beheimatet: im Gottesdienst, in der Missionspredigt, in der Katechese?<sup>7</sup> Warum waren der Gemeinde gerade diese Texte wertvoll, während andere verloren gingen? Welche konkrete Situation müssen wir voraussetzen, um die Anwendung eines Herrenwortes in seiner Umprägung zu verstehen? Können wir aus der verschiedenen Überlieferung eines Herrenwortes bei den Synoptikern auf ein verschiedenes Entwicklungsstadium der überliefernden Gemeinde schließen?

Mit diesen Fragen soll einmal angedeutet sein, daß die heutige Forschung ihre Methoden so verfeinert hat, daß sie immer mehr imstande ist, die Unterschiede bei den Synoptikern von innen

<sup>6</sup> A. M. Hunter weist in seiner Besprechung in «The Expository Times» 75 (1963/64) S. 146f. auf den überragenden Platz dieses Werkes hin.

<sup>7</sup> Xavier Léon-Dufour S. J., *Les évangiles et l'histoire de Jésus*, Paris, Editions du Seuil, 1963, S. 266–280: *Les milieux de vie de la tradition évangélique*.

heraus zu verstehen und somit über jenes frühe, von Wyneken noch festgehaltene Stadium hinausgewachsen ist, wo man in den Unterschieden nichts anderes zu sehen vermochte als Widersprüche. Des weitern soll mit den angeführten Fragen angedeutet werden, wie die Formgeschichte einen Weg eröffnet, ein historisches Bild vom Urchristentum in den ersten Jahrzehnten nach Jesu Tod zu gewinnen. Das ist ebenfalls eine Perspektive, von der Wyneken keine Ahnung hat, da er behauptet:

«Wir wissen außer durch die Briefe des Paulus aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung über das Christentum, seine Entstehung und Ausbreitung und vor allem seine inneren Streitigkeiten so gut wie nichts Authentisches» (S. 51).

### Was Wyneken weiß

Bis jetzt haben wir nur den Anspruch Wynekens, die «gegenwärtig angenommenen Ergebnisse» der wissenschaftlichen Forschung auszuwerten, geprüft. Wir haben festgestellt, daß die neutestamentliche Wissenschaft für ihn seit dem Jahre 1919 ein offenbar völlig unbekanntes Gebiet ist. Was er von zwei Entdeckungen, die nach 1919 gemacht wurden, berichtet, nämlich vom «Papyrusfetzen» und von Qumran, konnte er in jeder Tageszeitung lesen. Was Wyneken nicht weiß, ist also klar. Was aber weiß er? Geben wir hierfür ein konkretes Beispiel:

«Wir wollen hier noch eine andere, höchst merkwürdige Parallele anführen, die uns ahnen läßt, was vielleicht hinter der ‚Leidensgeschichte‘ der Evangelien steckt, ja das Problem blitzartig beleuchtet. Man wird sich an die Barabbas-Geschichte (Mk. 15,7) erinnern. Sie klingt so, wie sie da steht, nicht besonders wahrscheinlich, andererseits ist sie aber auch schwerlich eine bloße Erfindung. Nun gibt es eine Parallele zu ihr; sie ist so interessant, daß wir ihr hier einigen Raum gönnen möchten. Es gibt einen bei den alten und den primitiven Völkern weitverbreiteten Brauch, nach dem der König eines Volkes, sei es, wenn seine Kräfte abnehmen, sei es nach einer bestimmten Regierungsdauer (etwa zwölf Jahre) getötet wird (...) Man substituierte dem König einen anderen Menschen, am einfachsten einen zum Tode verurteilten Verbrecher. Diese Stellvertretung konnte allerdings magisch wirksam nur dann sein, wenn der Ersatzmann eben wirklich König war. So machte man ihn zum König für einige Tage. Am Sakäenfest zum Frühlings- und Jahresbeginn wurde in Babel ein zum Tod verurteilter Verbrecher zum Narrenkönig gewählt, wirklich mit des Königs Gewändern bekleidet, wirklich auf den königlichen Thron gesetzt; ja, um seine wirkliche Königsherrlichkeit zu beweisen, stand ihm sogar der königliche Harem zur Verfügung; und dann, nach Ablauf von fünf Tagen, wurden ihm die Kleider wieder ausgezogen, er wurde gegeißelt und aufgehängt (...) der Name Barabbas<sup>8</sup> (...) heißt nämlich auf deutsch: Sohn des Vaters; und er wird eben nicht ein Name, sondern der übliche Titel des todgeweihten Narrenkönigs gewesen sein (...) Und wenn wir nun gar hören, daß dieser Barabbas in frühen Handschriften des Matthäusevangeliums Jesus Barabbas geheißen hat – wie wird uns dann zumute? Ursprünglich vielleicht Jesus selbst der Barabbas, der ‚Sohn des Vaters‘?» (S. 104–106).

Beginnen wir unsere Stellungnahme zu diesem Text Wynekens mit dem letzten Teil des Zitates. Die Übersetzung des Namens Barabbas mit «Sohn des Vaters» ist richtig. Falsch dagegen ist die Deutung, die Wyneken diesem Namen gibt. Barabbas war nicht der Titel des todgeweihten Narrenkönigs, sondern ein Beiname, den verschiedene Rabbinen im Talmud tragen, zum Beispiel Rabbi Samuel Bar Abba.

Richtig ist wiederum, daß Barabbas bei Matthäus 27,16.17 nach dem Cäsareatext Jesus Barabbas genannt wird. Grundlos ist wiederum die Vermutung Wynekens, mit Jesus Barabbas sei ursprünglich Jesus von Nazareth gemeint gewesen. Eine klare Unterscheidung zwischen Jesus von Nazareth und Barabbas haben wir nicht nur im Passionsbericht nach Markus 15,7, sondern auch in den von Markus nicht direkt abhängigen Stellen bei Johannes 18,40 und Apostelgeschichte 3,14.

Wie steht es nun mit der «höchst merkwürdigen Parallele» zur Barabbas-Geschichte, die Wyneken dem babylonischen Sakäen-

<sup>8</sup> So schreibt der Autor den Namen Barabbas hier und im folgenden.

fest entnimmt? Die wissenschaftlichen Kommentare<sup>9</sup> zu den Evangelien betrachten als wahrscheinlichste Parallele zur Barabbas-Geschichte ein auf einem Papyrus enthaltenes Protokoll einer Gerichtsverhandlung aus dem Jahre 85 n. Chr., nach dem der römische Statthalter von Ägypten, G. Septimius Vegetus, zum angeklagten Phibion gesagt hat: «Du hättest die Geißelung verdient, da du auf eigene Faust einen anständigen Mann und Frauen in Haft genommen hast. Ich will dich aber dem Volkshaufen schenken und menschlicher mit dir verfahren.»<sup>10</sup>

Das babylonische Sakäenfest wird als Parallele von den wissenschaftlichen Kommentaren überhaupt nicht erwähnt. Warum nicht? Etwa deshalb, weil die Parallele des Sakäenfestes eine ganz neue Entdeckung Wynekens wäre? Ganz im Gegenteil. Die Verwendung des Sakäenfestes zur Erklärung biblischer Sachverhalte stammt aus der Zeit des sogenannten *Panbabylonismus* an der Wende zum 20. Jahrhundert, als man in Mesopotamien den Urquell des Christentums zu finden glaubte. Zwar gibt Wyneken keine Quelle für seine Auswertung des Sakäenfestes an. Was er aber dazu sagt, findet man in dem Buch von Arthur Drews: *Die Christusmythe*, das im Jahre 1910 in einer verbesserten und erweiterten Ausgabe herauskam.

Bei A. Drews finden wir nicht nur die Zusammenstellung der mythischen Elemente, mit denen Drews wie Wyneken die Entstehung der Evangelien erklären, sondern auch die Grundthese von Wyneken: den «Jesusglauben vor Jesus Christus». Drews – und in seinem Gefolge Wyneken – hat eine These, die W. Wrede in seinem Buch: *Paulus* aus dem Jahre 1904 vertreten hat, ins Extreme verzerrt und aus Paulus den eigentlichen Stifter des Christentums gemacht: Paulus ist eine geschichtliche Persönlichkeit, Jesus ist imaginär, wie Drews Seite 195 sagt.

Mit der mythischen Erklärung der Entstehung des christlichen Glaubens brauchen wir uns nicht auseinanderzusetzen. Denn die These von A. Drews hat sich nach dem Kenner der Geschichte der neutestamentlichen Wissenschaft, W. G. Kümmel, «in der besonnenen Bibelwissenschaft» nicht durchgesetzt.<sup>11</sup> So bleibt nur die Frage, wie Wyneken dazu kommt, Theorien aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts als «gegenwärtig angenommene Ergebnisse» der wissenschaftlichen Forschung auszugeben. Erklärt sich das aus dem hohen Alter des Verfassers? Wyneken ist 1875 geboren, was der biographische Teil des vom Szczesny-Verlag verfaßten Klappentextes verschweigt. Er war also zur Zeit des Erscheinens der «Christusmythe» von A. Drews im Jahre 1910 in seinem besten Mannesalter. Hat er damals «Abschied vom Christentum» genommen und deshalb die weitere Entwicklung der Bibelwissenschaft nicht mehr verfolgt?

Diese Frage ist für uns nicht wichtig. Für aufschlußreich halten wir dagegen die Tatsache, daß dieses Buch von Wyneken im Szczesny-Verlag in München herausgekommen ist. *Gerhard Szczesny*, der Gründer und Leiter des Szczesny-Verlages, ist gleichzeitig einer der Begründer der «*Humanistischen Union*» und gibt in Verbindung mit ihr die kulturpolitische Korrespondenz «*Vorgänge*» heraus. Nach der dem Buch von Wyneken beigelegten Werbekarte ist das Ziel des Szczesny-Verlages wie der «*Vorgänge*»: Kritische Aufklärung. Soll das Buch von Wyneken: «Abschied vom Christentum» ein Beispiel dafür sein, was der Szczesny-Verlag unter kritischer Aufklärung versteht? Aufwärmung einer Theorie aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts? Der Klappentext stellt das Buch von Wyneken so vor:

«Seit David Friedrich Strauß (1808–1874) ist dies die erste deutschsprachige Geschichte der Entstehung des Christentums, die nicht pro domo geschrieben wurde.»

<sup>9</sup> z. B. die neuesten Kommentare zum Markusevangelium von Vincent Taylor, Neuauflage 1959; C. E. B. Cranfield, Neuauflage 1963; W. Grundmann, 1959.

<sup>10</sup> zitiert bei Josef Blinzler, *Der Prozeß Jesu*, 3. Auflage 1960, S. 221.

<sup>11</sup> Bibelwissenschaft, RGG<sup>3</sup> I Sp. 1245.

Müssen wir aus diesem Klappentext schließen, daß der Szczesny-Verlag hereingefallen ist? Hatte Gerhard Szczesny keine Ahnung davon, daß die These Wynekens von der Entstehung des Christentums mitsamt ihrer Begründung schon in der «Christusmythe» von Arthur Drews im Jahre 1910 vertreten wurde?

M. Brändle

## Mut und Nüchternheit auf dem Konzil

Am 5. März 1964 kann Professor Karl Rahner auf sechs ertragreiche Dezennien zurückblicken.<sup>1</sup> Die Redaktion der «Orientierung» wünscht ihrem langjährigen Mitarbeiter und Freund ein frohes und begnadetes Jubiläum. Mit uns sind sich viele Theologen aus aller Welt wohl bewußt, was in Karl Rahner uns geschenkt wurde. Wie kaum ein anderer katholischer Theologe steht er mit dem Denken der Gegenwart im Gespräch. Rahner beherrscht nicht nur die Kunst der Frage und fragt selbst unerbittlich, er läßt auch die Fragen der modernen Zeit an sich herankommen. Seine Analysen sind scharf, seine Synthesen aber nicht weniger großartig. Rahners Denken bleibt immer dem Lebendigen verbunden. Er spekuliert nicht wie ein Begriffsjongleur und Prinzipienreiter, sondern es geht ihm stets um die konkrete Sache, das nie einzufangende Leben, das unauslotbare Geheimnis. Rahner hat auch den Mut, scheinbar erledigte Fragen der Theologie neu zu stellen und sie vom modernen Weltbild und der heutigen Wissenschaft her erstmalig durchzudenken (wie zum Beispiel: die Entstehung der Menschenseele, die Inspiration der Schrift, das Bewußtsein Christi, die Geschichtlichkeit der Offenbarung, Amt und Charisma, die Freiheit in der Kirche). Dabei bleibt Rahners Theologie im besten Sinn Verkündigungstheologie: lebendige und frohmachende Wissenschaft aus dem Worte Gottes für den Menschen unserer Zeit. Anstatt aber über Rahner zu berichten – sein Schüler H. Vorgrimmler hat es in dem Bändchen «Karl Rahner, Leben – Denken – Werke» (Manz Verlag) vortrefflich getan – möchten wir unseren Lesern den Schluß seines großen Vortrags über das Konzil im Auditorium Maximum der Universität Freiburg i. Br. (13. 1. 1964) zugänglich machen. In ihm kommt zum Vorschein, was K. Rahner ist, und wohin seine Gedanken in seiner entschlossenen Bemühung um die Kirche des zwanzigsten Jahrhunderts zielen.

Die Redaktion

Wer das Konzil von der Nähe miterlebt, der wird durch seine Erfahrungen wohl immer wieder darauf aufmerksam gemacht, daß bei einem Konzil sehr genau zu unterscheiden ist zwischen der Gesamtmentalität, der Atmosphäre und dem Klima des Konzils einerseits und den sachlichen Lehrsätzen und Rechtssatzungen andererseits, die vom Konzil erlassen werden. Zwischen diesen beiden Größen obwalten sehr komplizierte Beziehungen. Die geistige und religiöse Atmosphäre, in der ein konziliare Dekret entsteht, ist auf der einen Seite, empirisch-geschichtlich gesehen, Anlaß und Grund, warum über eine bestimmte Frage gesprochen und Entscheidungen getroffen werden. Sie lenkt die Aufmerksamkeit des Glaubens- und Rechtsbewußtseins der Kirche auf ganz bestimmte Inhalte, die bisher in diesem unausdrücklicher gegeben waren. Aber dieses geistige und religiöse Klima enthält selbst doch auch viele ungeklärte, problematische und geistesgeschichtlich bedingte und sich wandelnde Elemente, die nicht einfach in die konziliare Dekrete eingehen. Man könnte gewissermaßen sagen, daß in diesem Abstand zwischen konziliarer Mentalität und endgültigem Dekret der Ort liegt, an dem sowohl die menschliche theologische Arbeit wie auch die darin und darüber hinaus sich geltend machende, geheime Einwirkung des Geistes Gottes angesiedelt sind, der Ort der Klärung eben

<sup>1</sup> In Freiburg i. Br. geboren, trat Rahner nach Absolvierung des dortigen Realgymnasiums 1922 in die Gesellschaft Jesu ein, studierte auf den Ordensschulen von Pullach und Valkenburg Philosophie und Theologie, kam 1934 nach Freiburg i. Br., wo Martin Heidegger dozierte, um in Philosophie zu promovieren, doktorierte 1936 in Theologie in Innsbruck und begann 1937 an der dortigen Universität seine berühmten Dogmatik-Vorlesungen. Seit 1964 lehrt Rahner an der Universität München. Aus dem umfangreichen Schrifttum seien nur einige Hauptwerke genannt: «Schriften zur Theologie» (5 Bände); «Geist in Welt», «Hörer des Wortes», mehrere Bändchen in den «*Quaestiones disputatae*». Zusammen mit Prälat J. Höfer ist K. Rahner Herausgeber des neuen «*Lexikon für Theologie und Kirche*», worin er selber in jedem Band wichtigste Artikel beisteuert.

dieses geistigen Klimas in eine Lehre oder rechtliche Festsetzung der Kirche hinein.

Wenn derjenige, der das Konzil von nah oder fern miterlebt, mehr auf dieses geistige Klima als auf das sachliche Ergebnis achtet, dann kann es vor allem zu zwei Fehlreaktionen kommen.

► Eine erste Fehlreaktion: es achtet ein solcher auf das Problematische, geistesgeschichtlich, national Bedingte eines solchen Klimas und verwirft dann in einem Kurzschluß auch die lehrhafte oder rechtliche Objektivierung, für die dieses Klima mehr Anlaß als eigentliche Quelle ist. Das Klima zum Beispiel, in dem das Schema über die Kirche und die Kollegialität des Episkopates erwuchs, konnte auch Elemente enthalten, die problematisch und jedenfalls der Mentalität mancher fremd sind: berechnete oder unberechnete Aversion gegen einen römischen Zentralismus, gegen eine zu sehr sich als selbstverständlich empfindende Latinität in der Kirche, berechtigtes oder unberechtigtes Verlangen nach größerer Selbständigkeit der Bischöfe, berechtigtes oder unberechtigtes Empfinden, die zentrale Kirchenleitung sei den Anforderungen der heutigen Zeit nicht genügend gewachsen. Wer aber nun aus einer Aversion gegen diese Mentalität des Konzils, aus einer Aversion, die gar nicht in jeder Hinsicht unberechtigt oder auch nur reaktionär sein muß, das Schema selbst in seiner nüchternen, sachlichen, aus der selbstverständlichen Tradition der Kirche geschöpften Lehre verwirft oder bezweifelt, der begeht einen doppelten Kurzschluß:

er verwirft eine Lehre, die bei sachlicher und nüchterner theologischer Arbeit durchaus in den Quellen der Offenbarung und Überlieferung gesehen werden kann, und

er versagt sich der Einsicht, daß auch diese Mentalität, die eine solche Erb- lehre deutlicher ergreift und aktualisiert, als Mentalität einer Zeit bei all ihrer Problematik die geschichtliche Konkretheit des Willens Gottes sein kann, der seine Kirche in eine von ihm gewollte Zukunft führt.

Eine solche Fehlreaktion, so möchte ich glauben, hat sich doch auf dem Konzil bei nicht gerade wenigen Konzilsvätern, wenn auch bei weitem nicht bei ihrer Mehrheit, gezeigt, wenn zum Beispiel gegen die Kollegialität des Gesamtepiskopats, gegen eine Wiedererneuerung des Diakonats, gegen eine Kurienreform, gegen die Lehre von der religiösen Freiheit gesprochen wurde. Wenn so die «fortschrittliche» Majorität des Konzils, die in der ersten Sitzungsperiode gewissermaßen «Regierungspartei» geworden und in der zweiten Periode geblieben ist, sich von einer solchen Seite angegriffen sieht, sollte sie sich dagegen nicht mit dem Gefühl oder der Überzeugung wehren, es sei auf ihrer Seite in ihrer Mentalität alles und jedes nur pure Eingebung Gottes. Wenn man zum Beispiel auf dieser Seite manches in ihren Bestrebungen als eine Art «Demokratisierungstendenz» zu verstehen geneigt ist, so muß die Majorität daran denken, daß die dogmatische Frage nach der Verfassung der Kirche letztlich unabhängig von solchen sozialen und kulturellen Verhältnissen beantwortet werden muß, und daß auch einer westlich-demokratischen Regierungsform von Gott und der Geschichte noch längst nicht sicher die Verheißung ewigen Bestandes zugesagt ist. Diese kritische Haltung sich selbst gegenüber, die einer Majorität vor der Minorität geziemt, braucht aber so wenig wie auf dem 1. Vatikanum auf dem 2. der Majorität den Mut und den Willen zu nehmen, in der kritisch geprüften eigenen Mentalität eine Weisung Gottes zu erkennen und, von daher bewegt, in einer dogmatischen Aussage das zu sagen, was als in Schrift und Erblehre enthalten, neu und deutlich erkannt wird.

► Eine zweite Fehlreaktion ist bei nicht genügendem Auseinanderhalten von geistigem Klima und sachlicher Aussage eines Konzils ebenfalls möglich. Man kann glauben, berechtigterweise enttäuscht zu sein über das lehramtliche oder kirchenrechtliche Ergebnis eines Konzils, weil dieses scheinbar viel zu weit hinter der Mentalität und dem geistigen Klima auf dem Konzil zurückbleibt, von denen her dieses Ergebnis doch erstrebt und entworfen worden war.

Wenn der glühende «Papalist» des 1. Vatikanums schon hätte hören können, daß aus der Definition der unfehlbaren Lehrautorität des Papstes in

den nächsten 80 Jahren eine einzige päpstliche Definition erfließen werde, hätte er es vermutlich nicht geglaubt und wäre höchst enttäuscht gewesen, weil seine Mentalität viel mehr erwartet und erhofft hatte, als was die Objektivierung seiner Mentalität in einem dogmatischen Lehrsatz wirklich hergeben konnte und hergegeben hat. So kann es auch heute beim 2. Vatikanum sein, und so etwas ist gar nicht verwunderlich.

Zweifellos haben nicht wenige glühende Verteidiger zum Beispiel der Kollegialität des Episkopats, der Erneuerung des Diakonats, der zeitgerechten Neugestaltung der Kirche, vieles erhofft und gefordert, was sie in den endgültigen Dekreten des Konzils nicht finden werden, sei es, weil es sachlich nicht richtig ist, sei es, weil es noch nicht reif ist, sei es, weil es zu zeitbedingt wäre, wenn es erklärt oder beschlossen würde. Von dem allem aus wird nochmals deutlich, daß Mut und Nüchternheit zugleich zum Wesen eines Konzils gehören; der Mut, der eine Entscheidung wagt und auch in der Stimme der Zeit eine Weisung Gottes hören kann, die Nüchternheit, die den eigenen Geist nicht einfach schlechthin mit dem der Kirche identifiziert und anderen nur das auferlegt, was sie tragen können und tragen müssen. Und die gerechte Mischung und Einheit dieser beiden Haltungen ist letztlich immer das Unwägbar, das nicht von den Menschen geplant und eindeutig errechnet wird, sondern innergeschichtlich wie ein Zufall der Konstellation der Geschichte erscheint und im Glauben als die Fügung Gottes angenommen wird.

Und endlich gilt es ein Letztes zu bedenken, das den Mut ernüchtert und die Nüchternheit mutig und vertrauend macht. Ein Konzil ist mit allem, was es beschließt und lehrt, Anfang nur und Dienst. Das Konzil kann nur Weisungen geben und Wahrheiten lehrhaft aussprechen. Und darum ist es nur Anfang. Denn danach hängt alles davon ab, wie diese Weisungen ausgeführt werden, und ob diese Wahrheiten in gläubende Herzen fallen und dort Geist und Leben zeugen. Das aber hängt nicht von Konzil selbst ab, sondern von der Gnade Gottes und von allen Menschen der Kirche und ihrem guten Willen. Und darum ist ein Konzil bloß ein Anfang. Die Erneuerung der Kirche geschieht nicht auf dem Konzil und durch seine Dekrete, sondern hernach. Auf einem Konzil kann viel Geist und Leben walten und sich bezeugen. Aber genau genommen kann ein Konzil nur den Buchstaben, nicht den Geist unmittelbar vermitteln. Und darum ist das Konzil bloß ein Anfang. Ja dies bei diesem Konzil aus einem ganz besonderen Grund. Das Konzil hat sich zweifellos Aufgaben und Themen gestellt, die – gemessen an den konkreten Möglichkeiten, die der Kirche im Augenblick zu Gebote stehen – nicht größer sein könnten. Aber gemessen an der Aufgabe, der die Kirche in den nächsten Jahrhunderten entgegensieht, sind doch alle diese Aufgaben und Themen des gegenwärtigen Konzils nur ein Anfang und eine entfernte Vorbereitung und Zurüstung für diese Aufgabe der andrängenden Zukunft.

Denn diese Zukunft fragt die Kirche nicht nach den genauen Einzelheiten der Kirchenverfassung, nach der genaueren und schöneren Gestaltung der Liturgie, auch nicht in erster Linie nach kontrovers-theologischen Unterscheidungslehren gegenüber der Lehre der nichtkatholischen Christen, nicht nach einem mehr oder weniger idealen Regieren der römischen Kurie, sondern danach,

► ob die Kirche die richtende und erfüllende Nähe des unsagbaren Geheimnisses, das wir Gott nennen, so glaubhaft bezeugen könne, daß der Mensch des Zeitalters der Technik, der Welteinheit, des Rationalismus von morgen, der Mensch, der sich selbst zum Gegenstand seiner Tat macht und seine Umwelt nach seinen eigenen Gesetzen erbaut, dieses unsagbare Geheimnis auch als in seinem Leben waltend erfahren kann.

► Die Kirche wird weiter in einer unvorstellbaren Härte danach gefragt werden, ob sie das Geheimnis des Gottmenschen so ergreifen und aussagen kann, daß dieses Grunddogma des Christentums nicht erscheint als eine nicht mehr vollziehbare Mythologie, sondern als die selige Unbegreiflichkeit, die allein alles andere erst verständlich macht, als die göttliche Beglaubigung des Menschen selbst, der eigentlich jetzt erst sein Wesen in der Unendlichkeit seiner Freiheit als Möglichkeit seiner Tat und nicht nur seiner Kontemplation findet, als Verheißung, daß auch noch der Tod, alle Absurdität und Schuld, die im

Menschen stecken und mit seiner Geschichte wachsen und nicht abnehmen, vom Licht und der Seligkeit Gottes umfassen sind.

► Die Kirche wird in der Zukunft noch viel unerbittlicher als je gefragt werden, ob ihre Liebe zum Menschen aus der Liebe Gottes stärker und überzeugender ist als die Liebe, die den Menschen zum anderen im selben Kerker des Daseins führt, ohne daß er dahin den Weg über die unendliche Ferne Gottes genommen hat.

Solche Themen konnten nicht Aufgabe dieses Konzils sein, können vielleicht überhaupt nicht unmittelbar Aufgabe und Thema eines Konzils bilden. Aber sie kommen neu auf die

Kirche der Zukunft zu, weil sie eigentlich auch immer das eigentlichste Thema des Christentums waren oder sein sollten. Und dafür können alle Antworten und Lösungen des jetzigen Konzils nicht mehr sein als in noch weiter Ferne ein Anfang zur Aufgabe der Kirche der anbrechenden Zukunft. So gesehen werden Aufgabe und Ergebnis dieses Konzils nicht geringer, sondern erhalten erst ihre unvorstellbare Bedeutung. Der «aggiornamento», den die Kirche vorbereitet, ist nicht das Bestreben, die Kirche etwas gemüthlicher und ansehnlicher in der Welt einzurichten, sondern eine erste, von ferne anlaufende Zurüstung, um der Frage auf Leben und Tod von morgen standhalten zu können.

Karl Rabner

## DIE GRUNDLAGE DES DENKENS VON TEILHARD

Die denkerische Situation unserer Zeit wird vom Versuch Pierre Teilhard de Chardins, eine universale christliche Weltdeutung auf evolutionistischer Grundlage zu entwerfen, entscheidend mitbestimmt. Unser Versuch möchte nicht die Zahl der Stellungnahmen für oder gegen diesen 1955 verstorbenen französischen Jesuiten und Forscher vermehren. Er wird den ganzen «Streit um Teilhard», eine Diskussion, die heute von begeisterter Zustimmung bis zu härtester Ablehnung reicht und die leider oft sehr kleinliche Züge aufweist, auf sich beruhen lassen. Statt dessen wollen wir etwas unternehmen, das sich auf lange Sicht vielleicht fruchtbarer erweisen könnte: Wir möchten die tragende, verborgene Intention der denkerischen Bemühung Teilhards freilegen. Wir wollen zu jenem zentralen Punkt der inneren Persönlichkeit Teilhards vorstoßen, in dem sich alle seine Aussagen verknoten. Erst, wenn diese grundsätzliche Arbeit geleistet ist, können wir uns fragen, auf welcher Ebene überhaupt die Diskussion mit Teilhard sich bewegen soll. Eine solche Untersuchung könnte die Grundvoraussetzungen für eine adäquate Teilhard-Deutung schaffen und den ganzen «Streit» um Teilhard weitgehend «entleidenschaftlichen».

Die Suche nach der verborgenen Absicht eines Denksystems ist eine äußerst komplexe Aufgabe. Einem richtigen Denker gelingt es nie, jenes Grundsätzliche vollkommen auszudrücken, das er immer schon aussprechen wollte. Der ständige Rückstand des Ausdrucks hinter der ursprünglichen Intention ist eine der schmerzlichsten Erfahrungen jedes denkenden Menschen. Mit Recht könnte man sogar behaupten – wie Martin Heidegger in seiner Schrift *Platons Lehre von der Wahrheit* –, daß die eigentliche Lehre eines Denkers das in seinem Sagen Ungesagte ist. Die integrale Deutung eines Denksystems entsteht erst, wenn hinter den Formulierungen und Thesen der ursprüngliche, meist aber verborgene Richtungssinn der Reflexion sichtbar wird. Das «thesenhaft Wiederholte» kann uns also bei der Erarbeitung der tragenden Intention des Denkens von Teilhard recht wenig helfen. Wir müssen statt dessen die innere Physiognomie seines Geistes erfassen, seinen seelischen Werdegang schildern und seine denkerische Leistung von dorthier zu verstehen suchen.

### *Doktrin oder Zeugnis?*

Es lag Teilhard sehr viel daran, daß seine Leser die Aussagen seiner Weltdeutung richtig einschätzen. Er wollte keine Lehrschriften verfassen. Seine Aufsätze enthalten eigentlich keine Doktrin, sondern ein Zeugnis. Sie sind also zugleich weniger und mehr als reine Wissenschaft. In *Le coeur du problème* schreibt er von seinem Werk der Weltdeutung: «Es ist ein Zeugnis meines Lebens, ein Zeugnis, das ich um so weniger verschweigen könnte, als ich einer der wenigen Menschen bin, die es geben können.» In den einleitenden Zeilen einer kleinen Schrift, die aber vielleicht zu den bedeutendsten gehört, die Teilhard je verfaßt hat (*Comment je crois* – bereits dieser Titel ist aufschlußreich), steht der folgende Satz: «Diese Zeilen werden keine Theorie darlegen, sondern einfach die Entwicklung einer persönlichen Erfahrung nachzeichnen.» Eine große intellektuelle Ehrlichkeit spricht aus diesen Aussagen. Sie scheinen uns die entscheidende Voraussetzung für das Verständnis der Teilhardschen Schriften zu sein.

Wer ist aber dieses «Ich», das in diesen Schriften ein Zeugnis ablegen will? Ein Mensch, der zugleich Priester und Wissenschaftler war und der diese Spannung ein ganzes Leben lang aushielt. Teilhard war sich dieser einmaligen Stellung voll bewußt. In den mit paläontologischen Fachstudien erfüllten Jahrzehnten widmete er deshalb seine spärlichen Stunden zwischen zwei Expeditionen oder die nächtliche Ruhezeit bei den Ausgrabungen dem Entwurf von Schriften, in denen er eine Synthese zwischen Wissenschaft und Glaube schaffen wollte. Er war zutiefst davon überzeugt, daß die Wissenschaften direkt auf das Christentum hinführen. Aus dieser Überzeugung erwuchs für ihn die Verpflichtung, die durch seine Forschung bestätigte Evolutionslehre in eine theologische Betrachtung einzubauen. Ein Vorhaben zweifellos, dessen Kühnheit wir heute nicht mehr voll zu würdigen vermögen. Noch vor fünfzig Jahren wäre es kaum möglich gewesen, Naturwissenschaft und Theologie in einem sachlichen Zusammenhang zu nennen. «Die Originalität meiner Überzeugung» – erklärt Teilhard in *Comment je crois* – «besteht darin, daß sie in zwei Gebieten des Lebens wurzelt, die gewöhnlich als gegensätzlich angesehen werden. Meiner geistigen Erziehung und Bildung nach gehöre ich zu den ‚Kindern des Himmels‘. Aber meinem Temperament nach und durch meine Fachstudien bin ich ein ‚Kind der Erde‘. Da ich vom Leben so in die lebendige Mitte zweier Welten gestellt bin, deren Theorie, deren Sprache und deren Empfindungen ich aus Erfahrung kenne, habe ich keinerlei innere Scheidewand in mir aufgerichtet. Ich habe vielmehr zwei scheinbar gegensätzliche Einflüsse in meinem Innern völlig frei aufeinander wirken lassen. Nun aber, nachdem ich dreissig Jahre dem Streben nach innerer Einheit gewidmet habe, bin ich am Ziel dieses Unternehmens und habe den Eindruck, daß in mir eine Synthese zwischen den beiden Strömungen stattgefunden hat. Eine hat die andere nicht zugrunde gerichtet. Heute glaube ich wahrscheinlich richtiger denn je an Gott und gewiß mehr denn je an die Welt.»

### *Die Synthese*

Die Schöpfung und die Evolution sind für Teilhard keine gegensätzlichen Wirklichkeiten. Vielmehr ist die konkrete Struktur der Evolution die uns zugewandte Seite der göttlichen Schöpferfähigkeit. Diese ist also kein gewaltsames Hineinstoßen der Dinge in eine fertige Welt, sondern ein aufsteigendes Entstehenlassen der Gestalten aus dem Schoße des Seins bis zum Menschen hin, ja noch darüber hinaus. Teilhard erschien der Kosmos als ein riesiger Entwicklungsprozeß, der in Jahrmilliarden stufenhaft und sich vorwärtstastend, durch fortschreitende Komplizierung und Verinnerlichung der Materie, seiner Erfüllung zureift. Ein Prozeß, in dem der Mensch in direkter Linie der Totalanstrengung des Lebens steht. Der Mensch ist zwar – sagt Teilhard in *Le groupe zoologique humain* (deutsch: *Die Entstehung des Menschen*) – «nicht mehr – wie man früher glauben konnte – der unveränderliche Mittelpunkt einer schon vollendeten Welt, dafür aber, soweit unsere Erfahrung

reicht, die Spitze in der Entwicklung des Universums, das sich auf dem Wege zu einer immer rascheren Steigerung der Komplexität der Materie und zugleich zu einer stetig zunehmenden geistigen Verinnerlichung befindet». Der Mensch ist «die zu sich selbst gelangte Evolution» – sagte Teilhard, hierbei J. Huxley beistimmend zitierend. Er trägt das Schicksal der Welt in sich. Der Lebenswille des Universums durchströmt ihn.

Der Mensch selbst ist aber noch nicht vollendet, er ist wesentlich ein werdendes Wesen. Der Prozeß der Menschwerdung ist noch nicht abgeschlossen. Der Mensch ist erst am Anfang seiner Selbstentfaltung. Teilhard spricht – mit anderen Paläontologen – von fünfzig Jahrmillionen als die wahrscheinliche Lebenszeit einer zoologischen Gattung mittlerer Größe. Selbst wenn man die gewaltige Evolutionsbeschleunigung mitberechnet, die sich überall in der Menschheit bemerkbar macht, haben wir noch einige Millionen Jahre möglicher Zukunft vor uns. Eine Zukunft, die respektiert und nicht verscherzt werden soll. Die Treue zum echten Menschsein besagt also für Teilhard – über die Treue zur Vergangenheit und zur Gegenwart hinaus – eine Treue zur Zukunft. Dabei ist die schon vorhin erwähnte Steigerung des Evolutionsdruckes in der Menschheit besonders zu beachten. Welcher Zukunft wird die Menschheit entgegengetrieben? Teilhard antwortet: In die Richtung der allgemeinen Achse der Evolution des Weltalls, das heißt in die Richtung des Zusammenschlusses aller Kräfte. Das Universum als Entwicklungseinheit strebt immer mehr zusammen, spitzt sich immer mehr zu. Im Menschen verengt sich der Evolutionsprozeß endgültig. Mit dem Durchstoß ins Geistige hat sich die Evolution für immer im Menschen verdichtet.

Im Lichte dieser konsequent durchdachten Evolutionslehre erscheint unsere Gegenwart als ein absoluter Wendepunkt nicht nur der Menschheitsgeschichte, sondern auch der Geschichte des gesamten Kosmos. Die Individuen beginnen einander zuzustreben. Ein immer dichteres Netz geistiger Bindungen spannt sich zwischen ihnen aus. Die Gruppen, Einheiten, Völker, Völkerfamilien und Rassen beginnen immer heller zu werden für einander, immer aufgeschlossener, offener, zum Mitsein fähiger. Es handelt sich dabei offenbar um eine planetare «Einrollung», um einen allumfassenden Zusammenschluß der Menschheit. Die Entwicklung des Lebens nimmt vor unseren Augen einen neuen Anlauf. Eine neue, höherrangige Synthese des Seins ist im Begriff zu entstehen. Die Evolution verdichtet sich zu einem einzigen Pfeil, zum Pfeil der allumfassenden menschlichen Gemeinschaft. Durch diese Konvergenz der Menschheit dürfen aber die unabdingbaren Werte der Person nicht in Frage gestellt werden. Sie darf nicht die höchste Errungenschaft der Evolution, nämlich die menschliche Person, unterdrücken und zu einem Totalitarismus führen. Eine bloß politisch-juridische Einung der Menschheit vermag aber andererseits das in der menschlichen Seele erwachte tiefe Verlangen nach organischer Einheit nie zufriedenzustellen. Die letzte Konvergenz des Universums, die sich in der Menschheit vollziehen soll, kann also in der Menschheit allein gar nicht geschehen.

Eine einzige Möglichkeit bleibt da für Teilhard offen: Die Menschheit soll einwerden durch etwas, das die ganze Menschheit übersteigt, das zugleich ein personales Wesen ist und so einem jeden Menschen seine personale Einmaligkeit sichern kann, das aber zugleich alle Menschen in sich zu vereinigen vermag, also – mit seinem konkreten und einzig wahren Namen benannt – durch Gott. «An diesem Punkt» – sagt Teilhard – «taucht, wie mir scheint, für die Wissenschaft von der Evolution das Problem Gott auf, denn nur so vermag diese Evolution ... ihren Fortgang zu nehmen: Gott als Sammelpunkt, Haupt der Evolution». Wir haben jedoch damit das Letzte und Eigentlichste der Teilhardschen Weltdeutung immer noch nicht ausgesprochen. Die Evolution des Weltalls kon-

vergiert nicht einfach auf Gott, sondern auf den Gottmenschen. Soll die Menschheit den letzten Sprung der Evolution, den Sprung der Einswerdung in Gott vollziehen, dann muß die Kluft der absoluten Transzendenz zwischen Gott und dem Menschen überwunden werden, dann muß jemand da sein, der zugleich Mensch und Gott ist, der aber zudem solche Ausmaße besitzt, daß er die ganze Menschheit in sich hineinintegrieren kann. Ein Gottmensch ist also der Sammelpunkt, der Punkt Omega der Evolution, der im Zustand der Auferstehung, das heißt der alldurchdringenden pneumatischen Mächtigkeit, lebt, ein auferstandener Gottmensch also, der die Fülle seiner Wirklichkeit aus der eingewordenen Menschheit aufbaut. Hier spricht Teilhard von jener Wirklichkeit, die Paulus das «Pleroma», die Fülle Christi nennt. Die Evolution ist in dieser Weltdeutung ein Prozeß, in dem die Menschwerdung und die Auferstehung Christi die innere Sinngebung des gesamten Weltgeschehens sind. In dieser Sicht erweist sich die Natur nicht einfach als der unberührte und fixe Rahmen, worin sich die Heilsgeschichte abspielt, sondern als ein Werdegang, der dem Punkt Omega, dem «kosmischen Christus», entgegenreift, das heißt, einem Zustand zustrebt, wo Gott durch Christus alles in allem ist.

Wenn man diese Weltanschauung in wenigen prägnanten Sätzen zusammenfassend formulieren will, kann man nichts Besseres tun, als die einleitenden Zeilen des *Comment je crois* zu zitieren: «Ich glaube, daß das Weltall eine Evolution ist. Ich glaube, daß die Evolution in die Richtung des Geistes strebt. Ich glaube, daß der Geist sich im Personalen vollendet. Ich glaube, daß die Vollendung des Personalen der universale Christus ist.»

#### *Getrenntes vereinen*

Was ist nun das geradezu Bestrickende an dieser Weltbetrachtung, das, was einem, selbst wenn man den ganzen Entwurf mit Vorbehalt betrachtet, nicht mehr losläßt? Adolf Portmann spricht es in seinem Büchlein über Teilhard (*Der Pfeil des Humanen*) eindeutig aus: «Was uns an diesem Werk fasziniert, ist ... das klare Überschreiten der engen Grenzen der Forschung. Es ist der Versuch, Getrenntes zu vereinen, zu verbinden... Daß Teilhard ... die Bindung der fernsten Bereiche in einem äußersten geistigen Aufschwung erstrebt hat, bringt ihn uns ganz besonders nahe. Er hat sich kühn in die Gefahrenzonen des Denkens begeben – wie könnten wir die Größe dieses Abenteuers des Geistes verkennen.»

Daß diese Zusammenschau – wohlbermerkt, kein billiger Konkordismus, sondern eine schöpferische Synthese – zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Heilsgeschichte und Naturgeschichte, und dann, innerhalb des wissenschaftlichen Bereiches, zwischen Weltentfaltung, Entwicklung des Lebens, Menschheitsgeschichte und Zukunftserwartung in aller Ehrlichkeit versucht wurde, darin besteht die einmalige und geistesgeschichtlich entscheidende Leistung Pierre Teilhard de Chardins, und zwar ganz abgesehen davon, wie die Einzelelemente der Synthese zu beurteilen und die verschiedenen Formulierungen zu deuten sind. Daß das Werk Teilhards wissenschaftlich, philosophisch und theologisch schwache Stellen aufweist, wissen wir seit langem. Übrigens werden selbst die entschlossensten Anhänger Teilhards nicht behaupten können, sein Entwurf der Weltentwicklung sei die fertige Lösung. Teilhard hat einen Denkprozeß ausgelöst, der jetzt auch unabhängig von ihm in den Kreisen christlicher Denker weiterwirkt. Andere werden den zentralen Denkansatz Teilhards zu seiner Vollendung bringen.

Die denkerische Grundtendenz Teilhards, das evolutive Weltgesamt religiös zu erfassen, das heißt als eine Einheit des Werdens auf Christus hin, liegt tief in seiner denkerischen Individualität verankert. Es gibt in seinem Leben eine Grundströmung der Gebeterfahrungen. Seine wissenschaftliche Bemühung ist nur ein Ausdruck dieser eigentlichsten Grundströmung seines Lebens. Wollen wir zu den tiefsten Quellen seines Denkens gelangen, so müssen wir die Geschichte dieser Gebeterfahrungen nachzuzeichnen versuchen.

## Gebetserfahrungen

Die ersten Spuren dieses religiösen Durchscheinendwerdens der Welt finden wir bei Teilhard de Chardin ziemlich früh. Besonders aufschlußreich scheint dabei jene Stelle seines autobiographischen Versuchs *Le cœur de la matière* zu sein, welche die charakteristische «religiöse Weltzugewandtheit» des siebenjährigen Kindes Pierre schildert:

«Ich war sicher nicht mehr als sechs oder sieben Jahre alt, als ich mich bereits von der Materie angezogen fühlte, genauer gesagt, von irgend etwas, das im Herzen des Stoffes strahlt. Im Besitze meines ‚Eisen-Gottes‘ zog ich mich öfters zurück. Eisen, sage ich. Mit erstaunlicher Genauigkeit sehe ich heute noch die Reihe meiner Götzen. Da war ein Stück Pflugeisen, das ich sorgfältig in einer Ecke des Hofes versteckte. Später waren es Granatsplitter, die ich auf dem benachbarten Schießgelände sammelte. Heute muß ich darüber lächeln. Gleichzeitig muß ich aber anerkennen, daß diese instinktive Gebärde, mit der ich als Kind ein Stück Metall im wahren Sinne des Wortes angebetet habe, doch eine intensive Gabe und eine große Forderung in sich enthielt. Meine ganze spätere Spiritualität ist als Entfaltung dieser Gebärde zu deuten. Wie groß war aber meine Verzweiflung, als ich eines Tages entdeckte, daß mein Eisen Rost aufwies. Dann suchte ich, um mich zu trösten, anderswo Ersatz. Manchmal in einer blauen Flamme, so stofflich und zugleich so unfaßbar rein, die über den Scheitern im Kamin spielte. Öfters in einem besonders durchsichtigen und bunten Stein, in Quarz- und Amethystkristallen oder in leuchtenden Chalzedonfragmenten, wie ich sie in meiner Heimat finden konnte.»

Die stoffliche Welt schloß für dieses Kind unermeßliche Geheimnisse in sich. Und das Kind besaß bereits eine große Konzentrationsfähigkeit, sich diesem Geheimnis ganz hinzugeben. Bemerkenswert erscheint der Hinweis von *Henri Bremond (Le charme d'Athènes)*. Bremond, Auvergnate wie Teilhard selbst, berühmter Forscher der französischen Spiritualität und «Membre de l'Académie», war jahrelang Lehrer Teilhards im berühmten Jesuitenkolleg von Mongré. Er schildert uns Teilhard als ein außerordentlich stilles und zurückgezogenes Kind. Er sagt: «Pierre hatte eine stille Leidenschaft, eine eifersüchtig versteckte Passion, in der er völlig aufging und die ihn fern von uns leben ließ, die Steine.» Was im Grunde dieser jungen Seele sich vollzog, können wir nur erahnen, wenn wir einen anderen Bericht betrachten. Es handelt sich dabei um eine nicht genau datierte Gebetserfahrung. Sie ereignete sich noch vor dem Eintritt Teilhards in die Gesellschaft Jesu, also vor seinem achtzehnten Lebensjahr. Teilhard de Chardin berichtet darüber in *Le Christ dans la matière*:

«Mein Blick blieb unwillkürlich an einem Bild haften, das Christus mit seinem der Menschheit dargebotenen Herzen darstellte. Es hing an der Wand einer Kirche, in die ich mich zum Gebet zurückzog. Während ich meinen Blick über das Bild wandern ließ, schien es mir plötzlich, als ob die Umrisse des Bildes sich auflösen würden. Als ich versuchte, den Umriss Christi zu schauen, die Falten seines Gewandes, die Strahlen seiner Haare, da geschah plötzlich die Umwandlung. All das fing an, sich aufzulösen, ineinanderzugehen. Die Grenzen, die Christus von der Umwelt trennten, verwandelten sich in eine vibrierende Atmosphäre, in der alle Unterschiede sich auflösten. Von diesem Augenblick an entwickelte sich die Metamorphose mit großer Geschwindigkeit und betraf alle Dinge der Welt. Ich bemerkte, daß die vibrierende Atmosphäre, die Aureole um Christus herum, nicht mehr begrenzt war, sondern ins Grenzenlose ausstrahlte, bis zu den äußersten Sphären der Materie. Diese ganze Bewegung schien aus Christus hervorzugehen. Als ich dann versuchte, den Strom bis zur Quelle zurückzufolgen und mich darum wieder dem Bild zuwandte, erreichte die Vision ihren Höhepunkt. In einem unsagbaren Schillern strahlten auf dem Antlitz Christi alle Farben und Lichter der Schönheit. Hinter dieser sich wandelnden Oberfläche strömte die Schönheit Christi.»

Dieser Bericht ist der Schlüsseltext zum Denken von Teilhard. Er zeigt deutlich die Frühspuren dessen, was später von Teilhard mit großer Eindringlichkeit aufgezeigt wurde: Das ganze kosmische Geschehen ist eingesenkt in die Wirklichkeit Christi. Christus strahlt aus bis zu den äußersten Sphären der Materie. Der ganze evolutive Kosmos ist eine Transparenz, ein Durchscheinen und Durchschillern, eine Diaphanie Christi. Das Heilige ist ein Zustand der materiellen Welt. Diese Einsichten werden in der Gedankenwelt Teilhards immer einen zentralen Platz einnehmen. Teilhard besang sie dichterisch und zugleich

in höchster religiöser Ergriffenheit in seiner *Hymne an die Materie*:

«Gesegnet seist du, gefahrvolle Materie, unbändiges Meer, unbezähmbare Leidenschaft. Gesegnet seist du, mächtige Materie, unaufhaltsame Entwicklung, immerdar werdende Wirklichkeit. Gesegnet seist du, allumfassende Materie, Dauer ohne Schranken, Äther ohne Küsten, die du unsere engen Maße überbordest und uns offenbarst die Ausmaße Gottes. Ich grüße dich, göttliche Wohnstatt, geladen mit schöpferischer Kraft, vom Geist bewegtes Meer, gekneter Ton, dem das fleischgewordene Wort Leben einhaucht. Ich grüße dich, unerschöpfliche Fassungskraft an Sein und Umwandlung, darin die erkorene Substanz keimt und heranwächst. Ich grüße dich, harmonische Stadt der Seelen, durchsichtiger Kristall, von dem uns das neue Jerusalem kommt. Ich segne dich, Materie, nicht in der Gestalt, wie dich – geschmälert und entstellt – die Hohenpriester der Wissenschaft beschreiben und die Tugendprediger, ein Gemenge, sagen sie, aus brutalen Kräften und niederen Begierden, sondern in der Gestalt, in der du mir heute erscheinst, in deiner Ganzheit und Wahrheit. Nimm mich fort, Materie, in jene Höhe, wo mir vergönnt wird, das All zu umarmen.»

Im Gebetsbewußtsein Teilhards gibt es demnach keine Trennung zwischen der materiellen Wirklichkeit der Welt und der Sphäre des Religiösen. Christus ist überall gegenwärtig. Deshalb ist die Welt in ständiger Umwandlung. Sie wird hineinintegriert, durch ein langsames, evolutives Steigen, in Christus selbst. Sonach kann Teilhard von einer «kosmischen Messe» reden. Das eucharistische Mysterium ist für ihn gleichzeitig ein Ereignis des Weltalls. Was sich in der Messe täglich vollzieht, ereignet sich abbildhaft durch die Jahrmilliarden kosmischer Entwicklung. Evolution ist für ihn nichts anderes als die Eucharistie in ihrer kosmischen Dimension. In der Zeit einer seiner wissenschaftlichen Forschungsreisen in China, am Festtage der Verklärung Christi 1923, weilte er in der Wüste von Ordos, ohne Brot, ohne Wein und ohne Altar. Da zelebrierte er, mitten in der asiatischen Wüste, die «Messe der Welt»:

«Da ich wieder einmal, mein Herr, in den Steppen Asiens kein Brot, keinen Wein und keinen Altar habe, werde ich mich über diese Symbole erheben bis zur reinen Majestät des Wirklichen, und bringe so, ich, der Priester, auf dem Altar der ganzen Erde die Arbeit und das Leiden der ganzen Welt dar. Nimm, Herr, die totale Hostie der Schöpfung an, die durch dich angezogen in Bewegung geriet. Nimm sie in deine Hände, in deine überall gegenwärtigen Hände, die alles Vergangene und Zukünftige halten und das berühren, was in uns das Unermeßlichste und Innerste ist. Sprich über sie durch meinen Mund dein zweifaches, wirksames Wort aus. Über alles Leben, das keimt, wächst, blüht und reift, sprich: Das ist mein Leib. Und über alles Tote, das sich aufzehrt, das verwelkt und vergeht, befehl: Das ist mein Blut. Und jetzt, Jesus, verschleierte unter den Kräften der Welt, bist du wirklich alles für mich geworden, alles um mich herum und alles in mir selbst. Verkklärter Christus, geheimnisvoll verborgener Einfluß in der Materie, blendendes Zentrum, in dem sich die unzähligen Fasern des Vielfältigen verknoten. Unerbittliche Macht wie die Welt und warm wie das Leben. Dein Leib, in seiner ganzen Ausdehnung, das heißt das Weltall, ist durch deine Macht und durch meinen Glauben der kosmische Schmelztiegel geworden, in dem alles untergeht, um neugeboren zu werden. Diesem Leib weiche ich mich heute, durch all meine Fähigkeiten, die deine schöpferische Wirksamkeit aus mir hervorsprießen ließ, durch meine allzu kleine Wissenschaft, durch meine religiösen Bindungen und durch die Ganzheit meiner menschlichen Überzeugung, um in ihm zu leben und zu sterben.»

Kann man die Materie noch glühender preisen? Kann man von unserer Welt Größeres und Endgültigeres aussagen? Kann man die Wirklichkeit mit größerer Ehrfurcht auf sich wirken lassen? Überall begegnen wir in den Schriften Teilhards dieser Ehrfurcht vor aller Kreatur, dieser Aufmerksamkeit für jegliches Leben, diesem Fehlen jeder Verachtung und diesem Lauschen auf die Wahrheit, auf das Geheimnis der Dinge. In seinen Reisebriefen steht zum Beispiel der folgende Text: «Heute ist das Meer grau. Die Luft und das Meer. Eine dichte, lebendige Wasserfläche, unter der das Leben pulsiert und gleitet, fließend und dicht wie das Element, das es trägt. Ich staune vor der Gestalt und dem wunderbaren Flug der Möwe. Wie ist dieser Vogel entstanden? Die schlimmste Schwäche unseres Geistes ist, die größten Probleme nicht zu spüren, weil sie uns unter den vertrautesten Gestalten entgegnetreten. Wie viele Möwen habe

ich gesehen, wie viele Menschen haben Möwen gesehen, ohne das Geheimnis wahrzunehmen, das mit ihnen schwebt. Gott möge mir die Gabe verleihen, stets wie berauscht die unermeßliche Musik der Dinge zu hören und sie den anderen hörbar zu machen.»

### *Verborgenes Leben*

Unser Bericht über die geistige Physiognomie Teilhards wäre unvollständig, wenn wir seine Freunde nicht zu Wort kommen ließen. Stellvertretend für viele, wählen wir ein einziges Zeugnis, das schmale Bändchen von *Helmut de Terra: Mein Weg mit Teilhard de Chardin*. Im gefälligen Erzählerton berichtet de Terra über seine Forschungsreisen mit Teilhard in Nord- und Mittelindien, in Burma und Java. Er sagt:

«Ich sehe Teilhard noch deutlich vor mir: das feingeschnittene Gesicht hatte einen transparenten Ausdruck, die ganze Gestalt schien von konzentrierter Geistigkeit...» «In seiner Begleitung konnte man ständig einen geistigen Reflex erwarten, der eine Beziehung herstellte zu großen Zusammenhängen. Auch bei der kritischen Betrachtung von Artefakten und Fossilien machte er den Eindruck, als ob er selbst bei ihrer Bildung irgendwie beteiligt gewesen wäre, als ob er den hinter solchen Dingen liegenden Sinn mit einer Art innerer Schau begreifen könnte...» «Man sollte sich aber im Falle Teilhards keine falschen Vorstellungen über die Gründlichkeit seiner fachwissenschaftlichen Forschung machen... In dieser Hinsicht zeigte er eine Sorgfalt, die nicht kritischer gedacht werden kann...» «Daß diese kritische und analytische Begabung in Teilhard mit einer philosophischen und tief religiösen, ja man kann sagen mystischen Veranlagung gepaart war, wird für mich immer einer der merkwürdigsten und bedeutsamsten Eindrücke bleiben...» «Inmitten der Wildnis konnte ich in Teilhards Gesellschaft immer etwas von seinem mystischen Naturerleben spüren, ein Lauschen und Warten auf Tierstimmen, das ihn zuweilen sehr heiter stimmte...» «Wir gingen einmal durch dichtes Unterholz im Schatten riesiger Bäume, wobei mir plötzlich einfiel, daß dies ein bekanntes Jagdgebiet war, wo wir jeden Augenblick einem Panther begegnen konnten. Der Gedanke, einem solchen Raubtier waffenlos ausgeliefert zu sein, überfiel mich mit bedrückender Verantwortung für meinen Freund. Mit solchen beklemmenden Gefühlen vor ihm herschreitend, glaubte ich, bei jedem Rascheln im Unterholz des dunklen Waldes ein Raubtier zu vernehmen, so daß ich drauf und dran war, die Umkehr anzuraten. Als ich mich nach meinem Begleiter umdrehte, um ihm meine Befürchtungen mitzuteilen, sah ich ihn still stehen, die Augen auf ein Gebüsch geheftet, aus dem ein heftiges Krachen von Zweigen zu hören war. Unwillkürlich packte ich ihn am Arm. ‚Dieser Wald ist wie das Meer voll von verborgenem Leben‘, sagte er und sah mich mit verschleierte Augen an. Wie hätte ich ahnen können, daß in den Augenblicken meiner Angst sich dieser Mensch nicht anders fühlte denn als Kreatur unter Kreaturen!» Schließlich: «Es fiel mir auf, daß seine Füße nur mit leichten Tennisschuhen bekleidet waren. Ich warnte ihn vor Giftschlangen, die in jener Gegend besonders zahlreich sind, worauf er mich erstaunt ansah und sagte, er könne in leichten Schuhen die Erde viel besser fühlen.»

Vielleicht das Bedeutendste in dieser Schilderung ist: Wir haben hier einen Mann vor uns, der endlich nach Jahrhunderten die Welt wieder in religiöser Ergriffenheit anschauen und erleben konnte, für den die Wirklichkeit wieder zur Transparenz des Göttlichen wurde, der einfach nicht zu trennen vermochte zwischen Anbetung und Forschung; einen Menschen, für den alles heilig und nichts unheilig in der Welt war, der sich wei-

## Die römische Kurie

### Die «höchste Kongregation»

Die älteste aller römischen Kongregationen ist das Hl. Offizium. Ich glaube, es war Papst Paul III., der sie auch, damals hieß sie noch «römische Inquisition», als die «höchste» bezeichnete. Ihre Hauptaufgabe besteht darin, die Geistesströmungen in und außerhalb der Kirche zu beobachten und den Glauben, wo er angegriffen oder gefährdet wird, zu schützen. Im Lauf der Zeit wuchs die Macht dieser päpstlichen Organisation immer mehr an, so daß jetzt auch Gebiete, die nur indirekt mit dem Glauben zusammenhängen, ihrer Oberhoheit unterstehen, wie Mischehen und Heiraten mit Ungetauften, ge-

gerte, irgendeinen Teil der Wirklichkeit oder irgendeinen Menschen von seiner universalen Sympathie auszuschließen, der in dem All und in jedem Geschöpf einen Freund sah.

Er hat das christliche Denken aus dem toten Winkel der Geschichte herausgeholt. Er baute für die Zukunft. Trennungswände hat er abgerissen. Ob der Weg, den er dabei benützt hat, der richtige war, darüber läßt sich streiten. Schließlich ist das alles zweitrangig. Hauptsache ist, daß in einem Menschen sich die zwei Grundströmungen der abendländischen Geschichte wieder getroffen haben, daß endlich nach Jahrhunderten in einem Weltbild sich das vollzog, wovon so viele Denker geträumt haben: Die Fusion der Liebe zu Gott und der Liebe zur Welt. Das war die wesentliche Tat Teilhard de Chardins. Auf dieser Grundlage läßt sich ein neues Abendland aufbauen, eine wirklich menschliche und zugleich echt christliche Zukunft.

### *Die Zukunft*

In seinem Aufsatz *La planétisation humaine* sagte einmal Teilhard: «In der Gemeinschaft der Menschen tauchte ein neues, außerordentlich wichtiges Element auf. Man könnte es ‚homo progressivus‘ benennen, das heißt, den Menschen, dem die Zukunft mehr am Herzen liegt als die Gegenwart. Die ersten Vertreter dieses Menschentyps leben bereits unter uns. Eine klar bemerkbare Anziehungskraft spannt sich zwischen diesen, heute noch zerstreuten Elementen und bringt sie einander ständig näher. Es gibt für diese Anziehungskraft keine Schranken, keine undurchdringlichen sozialen, rassischen oder religiösen Barrieren. Ich habe hundertmal die Erfahrung gemacht und jeder kann sie wiederholen: was immer seine Heimat, sein Glaubensbekenntnis und sein soziales Niveau sei, wenn ich einem Menschen begegne, in dem der gleiche Brand der Erwartung lodert, kommt unmittelbar ein tiefer, ganzheitlicher Kontakt zustande. Ganz unwesentlich ist dabei, wie wir unsere Hoffnungen formulieren, je nach der Verschiedenheit der Erziehung und Bildung. Wir fühlen uns einfach verwandt. Wir sind vom gleichen Menschenschlag. Ja, wir erfahren sogar, daß selbst unsere Gegensätze uns zusammenjochen. Als ob es zwischen uns eine neue Lebensdimension gäbe, von Herz zu Herz. Für dieses Phänomen sehe ich keine andere Erklärung, als daß – durch die geistigen und sozialen Erschütterungen, die seit anderthalb Jahrhunderten die Welt erbeben lassen – eine radikale Wendung im Schoße der menschlichen Substanz zustande kam. Es geschieht eine Bewußtwerdung von allem, was sich vorwärts bewegt, eine unwiderstehliche Vermehrung und Vereinigung jener Kräfte, in denen der Geist der Zukunft wach geworden ist. Das sind die echten Wirkkräfte der Vereinigung der Welt. Sie werden morgen das Menschengeschlecht bilden.» Das Phänomen, das wir hier studiert haben, berührt letzten Endes nicht nur die Person von Teilhard de Chardin und auch nicht nur diese oder jene wissenschaftliche oder theologische Frage. Die Wandlung unseres Weltbildes, die sich bei Teilhard de Chardin anzeigt, wird tiefgreifende und weitreichende geschichtliche Folgen haben. Sie betrifft den ganzen Menschen in seinem Selbst- und Weltverständnis, ja in seinem Verhältnis zu Gott.

*Ladislav Boros*

wisse Vergehen der Beichtväter, die religiösen Gelübde, die Sonntagsheiligung, die Fast- und Abstinenzgebote ... Eine gewisse Hypertrophie ist nicht zu leugnen.

Die Aufgabe dieser Kongregation ist sehr delikate, und es ist daher begreiflich, daß ein gewisses Geheimnis sie umgeben muß zum Schutz der Angeklagten. Es kann aber nicht ausbleiben, daß dies auch unheimlich wirkt, wozu die düsteren Gebäude der passende Ausdruck sind.

Ich möchte nicht leugnen, daß ein solches Organ in der Kirche notwendig ist. Aber je notwendiger vielleicht, desto saube-

rer konstruiert und desto sorgfältiger gegen Mißbrauch geschützt müßte es sein!

Fehler aber werden meist nur durch Kritik erkannt, und so ist das Hl. Offizium das am meisten und heftigsten kritisierte Organ des Hl. Stuhles. Wie Paul VI. sagte, wünscht es Kritik.

Wogegen richtet sich diese? Erstens ist nach dem heutigen Kirchenrecht das Hl. Offizium Verwaltungsbehörde, Gericht und Gesetzgeber zugleich. Das widerstreitet jedem modernen Empfinden. Die schon von Papst Johannes angekündigte Reform des Kirchenrechts wird dafür zu sorgen haben, daß diese drei Gewalten sauber getrennt werden.

Zweitens ist die Praxis des Geheimnisses heute fast in das Gegenteil ihres Sinnes verkehrt. Der Beschuldigte selbst erfährt die Indizierung seines Buches z. B. oft erst aus der Zeitung. Eine offizielle Begründung eines offiziellen Urteils wird nicht gegeben. Nur im «*Osservatore Romano*» erscheint ein anonymer Artikel. Das sind in jeder modernen Gerichtspraxis einfach Ungeheuerlichkeiten. Man lese die Interventionen von Kard. Frings, um hier Näheres zu vernehmen. Die Antwort Kardinal Ottaviani ist auf die beanstandeten Punkte nicht eingegangen.

Drittens: Man nehme sich die Mühe und studiere im «*Annuario Pontificio*» die Personen, welche im Hl. Offizium als Consultoren und Qualifikatoren tätig sind. Sehr ehrenwerte und meist auch gelehrte Männer! Sie sind jedoch fast alle der gleichen Schule und Richtung. Da aber verschiedene Schulen und Richtungen in der Kirche ein Lebensrecht besitzen, und gerade in Glaubensfragen eine lebendige Entfaltung des Glaubens nur aus der Diskussion der Richtungen sich ergibt, bedeutet diese Einseitigkeit geradezu eine Gefahr für den Glauben. Ich denke, hier ist eine ausgewogene Vertretung auch der verschiedenen neueren Richtungen in der Theologie ein dringendes Gebot.

Viertens: Ein Letztes will ich mit den Worten von Bischof *Charrière* (Fribourg) sagen:

«Immer wird der Hl. Stuhl eines Organs bedürfen, das alles, was Glauben und Sitten betrifft, überwacht. Wenn aber die verantwortlichen Leiter dieses Organs so offen, wie sie es (am Konzil) getan haben, die Entscheidungen der vom Papst zu Moderatoren ernannten Kardinäle bekämpfen, dann läßt sich der Schluß nicht vermeiden, daß der Angriff gegen die Moderatoren ein Angriff gegen den Papst war. Und wenn jene, die an der Spitze dieser Organe den Papst vertreten, sich so benehmen, wie sie es getan haben, sieht man nicht, wie sie noch andern im Namen des Papstes Entscheidungen auferlegen können, wie sie überhaupt noch Gehorsam verlangen können. Für die (bekannte) Minderheit im Konzil kommt das einer Selbstzerstörung gleich. Die ganze Kirche leidet unter dieser Opposition gegen die Moderatoren. Gerade weil wir ein zugleich starkes und geschmeidiges Organ, das im Namen des Hl. Stuhles handeln kann, für unerläßlich halten, können wir gar nicht sagen, wie sehr wir die Haltung jener bedauern, die den Papst gegen die vom Papst selbst eingesetzten Leiter des Konzils, also gegen den Papst, zu verteidigen behaupten. Das ist ein Übel, das so nicht weitergehen kann.» (La Liberté, 23. Januar 1964.)

Das Urteil fällt ein Bischof, der gewiß kein «Progressist» sein will.

### Das Staatssekretariat

Einen zweifachen und sich eigentlich widersprechenden Eindruck erweckt das Staatssekretariat. Bald glaubt man, die der Welt und der Politik zugewandte Seite der Kirche vor sich zu haben. Nuntien rauschen durch die Gänge. Gewaltige Postsäcke verschwinden in den Büros. Diplomaten und Botschafter stolzieren mit feierlicher Miene. Gewaltige al-Fresco-Weltkugeln zieren die Wände. Hier ist alles von vollendeter, weltmännischer Höflichkeit. Man spricht leise, sehr leise, in die Loggien geschmiegt. Weinlauben und Stilleben umhüllen dich, während der Blick über die Dächer zum Fenster hinausleitet. An solchen Orten, gewiß, wurden noch eh und je Weltpläne geschmiedet, kriegerische und friedliche, Netze über die Welt geworfen. Ja gewiß, ein Netz ist auf dem Fischerring, mit dem der Kardinalstaatssekretär die Brevens zeichnet ... Außenamt

der Weltkirche, denkt man, halb berauscht von der einstigen Größe, da der Papst der mächtigste Mann der Welt war. Freilich, die Welt war damals noch klein im Vergleich zu heute, und so kommt das Gefühl des leeren Hauses nicht auf.

Dann aber dringt man tiefer ein. Es wird einem bewußt, daß man unter einem Dach mit dem Papst ist. Keine Kongregation, kein anderes Amt genießt diesen Vorzug. Er bedeutet Intimität. «*Secretarius intimus*», so hieß unter Leo X. noch der Vorgänger des Kardinalstaatssekretärs. Die «rechte Hand», «das zweite Ich» des Papstes nennt man diesen Mann – er stirbt, das heißt sein Amt erlischt, mit dem Tod des Papstes, und eben deshalb, so erzählt man mir, konnte Paul VI. den Staatssekretär nicht wechseln, denn er wollte doch aller Welt zeigen, daß er das ganze Programm seines Vorgängers Johannes XXIII. übernommen hatte. Nein, «das Staatssekretariat ist nicht nur Außenministerium, es ist in gleichem Maße das Präsidialbüro des Papstes», sagt Prof. Mörsdorf in dem hochinteressanten Büchlein «Die Außenminister der Päpste» von Wilhelm Sandfuchs (Olzog Verlag München-Wien 1962). Genau läßt sich auch nach innen in der Kirche der Tätigkeitsbereich des Staatssekretariats und seine Befugnis gar nicht abgrenzen, versichern die Experten. Wenn es darauf ankommt und wenn diese außerordentliche Situation eintritt, kann das Staatssekretariat plötzlich alles. Nicht umsonst ist darum diesem monokratisch strukturierten Amt die kollegial gebaute Kongregation für außerordentliche Angelegenheiten zugeordnet; nicht umsonst wird im Staatssekretariat «alles, was irgendwie aus aller Welt an den Papst herangebracht wird», kleine und große Dinge, bearbeitet und an die verschiedenen Departemente verteilt; nicht umsonst werden hier alle Brevens (auch mit Bescheiden, welche die «Departemente» [Kongregationen] treffen) angefertigt. Man weiß also hier alles und hat notfalls überall die Hand im Spiel. Nicht von ungefähr war also Kardinal *Cicognani* auch Präsident der Koordinierungskommission am Konzil geworden – und man begreift, daß er die Oberhoheit der Moderatoren im Konzil nicht als papstunmittelbare Behörde anerkennen wollte. Trotzdem, wir leben in einer sachlichen Zeit und brauchen saubere Bezirke der Zuständigkeit. Das Konzil hat es an den Tag gebracht.

### Das Missionsministerium oder «die Propaganda»

Am Rand der Piazza di Spagna, von wo die herrliche Treppe nach Trinitá dei Monti hinaufsteigt, steht ein geheimnisvoller Palazzo, der sich wie ein Keil in zwei geschlossene Häuserreihen, von ihnen durch nur ganz schmale Straßen getrennt, hineinschiebt. Auch dem Fremden, der hier vorbeikommt, muß dieser Bau auffallen in seiner, wenn ich so sagen darf, dialektischen Spannung von ehrwürdigem Alter und vorwärtsdrängender Dynamik. Hier ist der Sitz der Hl. Kongregation der Propaganda Fide. Auf deutsch müßten wir sagen, das Ministerium der Glaubensverbreitung. Missionsland, im Sinn dieses Ministeriums, sind alle Gebiete, in denen die Kirche noch nicht fest verwurzelt ist. Ihren Ursprung verdankt «die Propaganda» (wie man kurz sagt) der Entdeckung Amerikas. Wir können uns heute gar keine Vorstellung mehr machen, welchen Schock es für die Christen des Abendlandes bedeutete, als sie nach 1500 Jahren Christentum entdeckten, daß noch ganze Kontinente von der Frohen Botschaft noch keine Ahnung hatten. Aus diesem Schock heraus gründete Pius V. die «Propaganda» (der Begriff ist katholischen Ursprungs!).

Heute erscheint sie mir in organisatorischer Hinsicht fast wie eine komplette «neue Kirche» neben der «alten»; sagen wir besser eine «werdende» oder modern ausgedrückt: die Gestalt einer «Entwicklungskirche» neben der etablierten und inzwischen rissig gewordenen Kirche des Abendlandes. Kurzum, fast alle kirchlichen Angelegenheiten, die bei uns in die Zuständigkeit der verschiedenen Kongregationen (römischen Ministerien) gehören, werden im Missionsland einzig von der Propaganda wahrgenommen. Das gibt ihr eine Sonderstellung ohnegleichen, und der Präfekt dieser Entwicklungskirche un-

tersteht auf all diesen Gebieten unmittelbar allein dem Papst. Dekrete, welche andere Ministerien erlassen, gelten daher noch keineswegs für die Länder der Propaganda.

Vor einem Jahr unterstanden 753 Gebiete aller Rechtsformen, vom Bistum bis zur Mission eigenen Rechts, der Propaganda. Aber durch Teilung großer Bezirke kommen jeden Monat neue Bistümer hinzu. Alles ist derart in Fluß, daß der Statistiker der Propaganda, Msg. Lujo Schorer mir lächelnd sagte: «Der jüngste Tag muß aufgeschoben werden, damit die Statistik nachkommen kann.»

Wahrlich, ich beneide den Chef dieser Kongregation, Kardinal Agagianian, nicht um sein hohes Amt. Man nennt ihn wegen seiner Sonderstellung den roten Papst. Was mir an ihm am meisten gefiel, ist die Erziehung seiner Leute zur Selbständigkeit. Einen Beamten, der zwar sklavisch jeden Befehl ausführt, aber nie aus der Kenntnis seines Sektors heraus gegen einen Befehl Einwendungen erhebt, soll er, wie man mir sagte, unbarmherzig für einen eventuellen Fehlschlag verantwortlich

machen. Begründete Einwände hingegen bleiben bei ihm nie unberücksichtigt. Das zeigt den echten Regenten, der kein Despot ist. Tatsächlich gibt es bei der Vielfalt der Situationen in den verschiedenen Kontinenten mit ihren je andersartigen Kulturen keinen andern Weg einer wirklich angepaßten Missionierung. Allerdings setzt das auch einen klugen Regenten voraus, der die Mitte zwischen Fortschritt und Bewahren einzuhalten vermag – und einen tapferen Mann dazu, den Rückschläge nicht entmutigen.

Noch eines hat mich hier in der Propaganda und bei manchen Missionsbischofen überrascht. Sie wünschen anscheinend gar kein eigenes Missionsschema. Warum? Sie wollen aus der Sonderstellung heraus. Die Mission soll nicht ein Anliegen zweiten oder dritten Ranges in der Kirche sein. Sie ist ein Wesensmerkmal der ganzen Kirche und muß daher allen bewußt werden. Daher drängten sie, im Kirchenschema einen Platz zu erhalten, und dieses Ziel werden sie wohl auch erreicht haben.

Aus dem 2. Konzils-Bildband: Galli/Moosbrugger (Walter Verlag)

## Katholische Laien in der Entwicklungshilfe

Entwicklungshilfe ist nicht in erster Linie Sonderhilfe zur Überbrückung gewisser Notlagen sozialer oder wirtschaftlicher Art, sondern gliedert sich wegweisend und unterstützend in einen an sich normalen Prozeß ein. Dabei soll sie sich, um nicht in ein paternalistisches Fahrwasser zu geraten und damit zu einem neuen Kolonialismus zu werden, darauf beschränken, die notwendigen finanziellen und technischen Grundlagen für eine Entwicklung zu schaffen und Ansporn zu eigener Leistung zu sein. Sie wird also immer darnach trachten müssen, sich selbst überflüssig zu machen. Denn die ersten Verantwortlichen für die Entwicklung eines Gebietes sind die betroffenen Völker und Staaten selbst.

Eine derartige Entwicklungshilfe geht auf drei Wegen vor sich, die sich gegenseitig ergänzen müssen und je nach Entwicklungsstufe mehr oder weniger intensiv beschritten werden sollen:

► Finanz- und Materialhilfe in großem Maßstab von Staat zu Staat oder durch Vermittlung großer Organisationen wie *Unesco*, *FAO* usw. Sie wurde lange als Allerweltsheilmittel für Entwicklungssorgen betrachtet. Auch heute ist sie bei weitem nicht überflüssig geworden, schafft sie doch die materielle Grundlage für jede sinnvolle Entwicklungsarbeit. Schon seit geraumer Zeit wird aber erkannt, daß sie allein nicht genügen kann. Mißbräuche verschiedenster Art haben gezeigt, daß ihr Ungenügen vorwiegend in ihrer Unpersönlichkeit und im Mangel an differenzierterem und sinnvollem Einsatz der Mittel begründet liegt. Längst ist man daher auch zur «persönlichen Entwicklungshilfe» übergegangen, die zwei Formen annehmen kann:

► Die Ausbildung von jungen, vielversprechenden Leuten aus den Entwicklungsländern in den fortgeschrittenen Staaten, mittels Stipendien, Studienreisen usw. Sie läuft in Ost und West seit einigen Jahren, mit unterschiedlichem, jedenfalls nicht immer restlos ermutigendem Resultat.

► Eine Art Gegenstück dazu bildet der Einsatz eigener Fachkräfte verschiedenster Berufsrichtungen in den Entwicklungsländern. Der Nachteil, daß dieser Einsatz nicht direkt zu einer großräumigen Entwicklung führen kann – er will ja unterstützen, nicht überfluten! –, wird durch seinen persönlichen Charakter und die Tatsache, daß vorher eine zielgerichtete und qualitativ hochstehende Ausbildung möglich ist, weitgehend aufgewogen. Freilich dürfen Mißstände, wie sie beispielsweise bei der Tätigkeit der UNO im Kongo reihenweise auftraten, nicht übersehen werden.

Diese kurze Zusammenstellung zumeist bekannter Tatsachen soll uns helfen, unsern eigenen christlichen und besonders den katholischen Standort im weltweiten Rahmen der Entwicklungshilfe deutlicher zu bestimmen. Dabei wird der Hinweis auf schon Geleistetes weniger wichtig sein als ein Blick in die Zukunft.

Sowohl von östlicher wie von westlicher Seite wird auf allen drei skizzierten Wegen beträchtliche Arbeit geleistet. Die Kirche hat sich dabei immer wieder durch ihre Organisationen einzuschalten gewußt: Denken wir an die großen nationalen

Hilfswerke wie das schweizerische Fastenopfer oder das *Misereor* in Deutschland; an die vielen farbigen Studenten, die etwa dank einem Stipendium des Justinuswerks in Europa studieren können; oder an die Entwicklungshilfe par excellence, welche seit Hunderten von Jahren von den Missionen in aller Welt geleistet wird. Und doch gibt es einen Bereich, in dem die Arbeit noch ganz in den Anfängen steckt: Wir meinen den Einsatz des christlichen Laien, sei er nun Akademiker oder nicht, in den Entwicklungsländern, und zwar in den ihm eigenen, typischen Räumen. Wohl stehen schon lange Laien als Lehrer, Handwerker oder Krankenpfleger im Dienst von Missionsgesellschaften; wohl werden immer wieder von westlichen Handels- und Industriefirmen Vertreter, von internationalen Organisationen Experten in diese Länder geschickt, die vielleicht neben allem andern Gepäck auch noch ihr Christentum mit sich nehmen. Daß aber ein christlicher Berufsmann sowohl seine beruflichen Fähigkeiten wie seine christliche Glaubenshaltung bewußt dem Volk eines weniger entwickelten Landes zur Verfügung stellt und so seinen Beitrag an die christliche Entwicklungshilfe leistet – nicht nur auf einer Missionsstation draußen ist dies möglich und nötig, sondern mehr denn je auch in den säkularisierten Räumen etwa einer afrikanischen oder lateinamerikanischen Großstadt! –, diese Möglichkeit wird erst allmählich erkannt. Es ist im Grunde nichts anderes als eine Anwendung dessen, was seit dem Konzil so richtig aufgebrochen ist: das Bewußtsein von der Stellung des Laien in der Kirche. Die Tatsache, daß Priester fehlen oder, wenn sie da sind, viele Lebensbereiche überhaupt nicht erreichen können, genügt bereits nicht mehr als Argument, einen derartigen Laieneinsatz zu rechtfertigen. Vielmehr wird auch die eigenständige Sendung des Laien als Träger der Botschaft Christi stets deutlicher erkannt: Ein Laie, der, wo immer es sei, aus christlichem Verantwortungsbewußtsein heraus seinen Beruf ausübt und sein Laienleben in Ehe und Familie lebt, ist damit im Vollsinn des Wortes Missionar geworden, wenn auch auf andere Weise als der beamtete Priester.<sup>1</sup>

Daß der fruchtbare Einsatz von Laien in der Entwicklungshilfe in diesem Sinne eine intensive Ausbildung voraussetzt, liegt auf der Hand. Im Deutschen Sprachraum hat nun das österreichische Institut für Int. Zusammenarbeit die Aufgabe übernommen, katholische Akademiker in einem verschiedenen Kurse umfassenden Lehrgang gründlich für das Entwicklungsländervorbereiten. Für Mediziner wird diese Aufgabe schon seit etwa 1930 vom Missionsärztlichen Institut in Würzburg ge-

<sup>1</sup> Vgl. hierzu z. B. die träfen «Untheologischen Gedanken zum Apostolat des Christen in der Welt», *Orientierung* 1/1964.

löst. Auch die Aktion „Misereor“ in Deutschland hat sich schon mit der Ausbildung von Akademikern befaßt. Nun will das Wiener Institut<sup>2</sup> alle Bemühungen koordinieren, ohne die Selbständigkeit anderer Werke irgendwie anzutasten. Das Ziel dieser Bemühung ist, eine möglichst großzügige und gründliche Ausbildung vermitteln zu können. Gerade für den Akademiker darf es nicht unwichtig sein, über seine persönliche Arbeit hinaus die großen Tendenzen in der Entwicklung eines Landes erkennen, deuten und notfalls beeinflussen zu können. Der Lehrgang bietet deshalb in erster Linie eine umfassende Kenntnis soziologischer, demographischer und wirtschaftlicher Zusammenhänge und führt in die christliche Soziallehre, in die Volkswirtschaftslehre und in die Soziologie im allgemeinen, aber auch in hauptsächlich die Entwicklungsländer betreffende Fragen ein. So kommen Genossenschaften und Gewerkschaften ebenso wie die Taktik der kommunistischen Entwicklungshilfe, Bevölkerungsprobleme ebenso wie die Auseinandersetzung der Kirche mit den Kulturen der farbigen Völker zur Sprache.

Drei Prinzipien sind es vor allem, an denen sich jede Entwicklungsarbeit orientieren soll<sup>3</sup>:

▷ Die Entwicklung muß auf den Menschen ausgerichtet sein; Norm darf nicht irgendeine nationalistische Idee oder ein Prestige sein, sondern immer zuerst die volle Entfaltung der Persönlichkeit und die Wahrung der Menschenwürde. Die Bewohner des zu entwickelnden Gebietes müssen deshalb von allem Anfang an zur Mitarbeit herangezogen werden, womit bereits die endgültige Übernahme aller Tätigkeiten durch sie eingeleitet ist. Denn die Einheimischen sind in erster Linie für die Entwicklung ihres Landes verantwortlich und müssen sich dieser Verantwortung rechtzeitig bewußt werden.

▷ Die Entwicklung muß integral und harmonisch sein; sie soll nicht eine einzelne Bevölkerungsgruppe oder einen isolierten Lebensbereich betreffen, sondern wenn möglich einen gleichmäßigen Fortschritt in allen Lebensbereichen bewirken oder mindestens alle möglichen Auswirkungen auf das soziale, wirtschaftliche, politische und religiöse Leben in Rechnung stellen. Viele technisch glänzend vorbereitete Einzelprojekte

<sup>2</sup> Institut für Internationale Zusammenarbeit, Annagasse 20, Wien 1.

<sup>3</sup> Es handelt sich hier in groben Zügen um die von der französischen Bewegung *Economie et Humanisme* (99, Quai Clémenceau, Caluire/Rhône) ausgearbeiteten und seit Jahrzehnten erprobten Richtlinien. In der Entwicklungshilfe werden sie seit Jahren systematisch angewandt vom *Institut International de Recherche et de Formation en vue du Développement harmonisé* (IRFED), 262, Rue St-Honoré, Paris 1er, dessen Vierteljahres-Zeitschrift *Développement et Civilisations* (19, Place du Marché St-Honoré, Paris 1er) wir bei dieser Gelegenheit sehr empfehlen möchten.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.-; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.-. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. — Belgien-Luxemburg: bFr. 190/100.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C.C.P. No 218505. — Deutschland: DM 15.-/8.-. Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. — Dänemark: Kr. 25.-/13.-. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Fr. 17.-/9.-. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. — Italien-Vatikan: Lire 2200.-/1200.-. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.-/50.-. USA: jährlich \$ 4.-.

der letzten Jahre sind mehr oder weniger gescheitert, weil sie isoliert in Angriff genommen wurden; sei es, daß man auf die vorhandene Bevölkerungsstruktur nicht Rücksicht nahm, sei es, daß die Auswirkungen auf das staatliche Budget nicht geprüft, oder die Marktmöglichkeiten für neue Produkte nicht abgeklärt worden waren.

▷ Die Entwicklung muß stufenweise vor sich gehen und organisch aus dem Bestehenden herauswachsen. Das will nicht besagen, daß gewisse bestehende Strukturen nicht gesprengt werden sollen, die einer Entwicklung im Wege sind. Wohl aber sollen Zwischenstufen, welche die Bedingungen für die weitere Entwicklung erst schaffen, nicht übergangen werden. Das wäre etwa dann der Fall, wenn junge Staaten in ihrem eifrigen Bestreben, das weitentwickelte Europa nachzuahmen, das Vorantreiben der Industrialisierung fordern, bevor überhaupt der primäre Sektor, die Landwirtschaft, das Steinzeitalter hinter sich gebracht hat.

Die Erarbeitung dieser theoretischen Grundlagen wird nun fortwährend durch praktische Arbeit ergänzt. Das zeigt sich schon im Aufbau des Lehrganges: Einem einführenden Grundkurs von zwei Wochen folgt ein Skripten-Fernkurs verbunden mit Arbeitstagungen; ein etwa zehntägiges Seminar ist dann fast ganz der Beurteilung einzelner Entwicklungsprojekte, die in Gruppenarbeit untersucht werden, gewidmet. Das abschließende Praktikum vermittelt elementare handwerkliche Kenntnisse, welche im Einsatz einmal von Nutzen sein können.

Neben dieser fachlichen Ausbildung läuft die religiös-theologische Schulung in Vorträgen und Diskussionen, die einerseits mit der besonderen Lage der Kirche in der farbigen Welt vertraut machen will, andererseits aber auch eine Vertiefung der Glaubenshaltung, ein Ausrichten unseres Christseins auf den Einsatz und ein Neudurchdenken unserer Laienstellung im missionarischen Wirken der Kirche erreichen möchte.

Am ersten Kurs, der im Frühjahr 1963 begann<sup>4</sup>, nahm neben einer Anzahl österreichischer Akademiker, die bereits im Einsatz standen oder in nächster Zeit abreisen werden, auch eine Gruppe junger Schweizer teil. Vorläufig fehlt in unserem Land noch eine ähnliche Schulung.<sup>5</sup> Das Institut für Internationale Zusammenarbeit hat aber mit seinem Lehrgang, an dem hervorragende Fachleute aus verschiedenen Ländern mitwirken, eine Ausbildungsmöglichkeit geschaffen, die in allen interessierten Kreisen Beachtung verdient.

Armand Claude

<sup>4</sup> Der zweite Lehrgang wird Ende April 1964 in Wien mit dem 14tägigen Grundkurs beginnen.

<sup>5</sup> Das Deutschschweizerische Laienhelferwerk arbeitet mit dem Wiener Institut eng zusammen. Die beiden Werke haben ein Abkommen abgeschlossen, demgemäß das Wiener Institut die Ausbildung der schweizerischen Akademiker übernimmt, die Schweiz aber finanziell wie auch personal mitarbeitet. Es wird zusammengearbeitet, um großzügig sein zu können.

Tyrolia-Geschenktaschenbücher

### Selig seid ihr

Radioansprachen zur Bergpredigt  
100 Seiten, glanzfol. kasch. Fr. 5.80

«... Man muß vor allem die Bergpredigt als die Magna Charta der Berufung zur Heiligkeit herausstellen ...» (Kardinal Leger, Montreal).

Was Pater Braun sagt, ist bei ihm selbstverständlich gediegen, wie er es aber sagt, das ist seine persönliche, kontaktschaffende Gabe (Der große Entschluß).

Von seinen «Radiopredigten» sind folgende Bände lieferbar:  
*Vom Sinn der Tage; Ein Jahr des Heils; Begegnung mit Gott; Können wir noch glauben?; Die Sakramente; Kommt Gott an?; Neun Uhr fünfundvierzig*

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN